

**Mit US-Regiestar Lydia Steier
unterwegs in der weiten Opernwelt**





Wir wirtschaften mit Blick auf morgen.

Mit Schwung
für Wien

Der Wirtschaftsstandort Wien genießt ein hohes Ansehen. Nationale sowie internationale Unternehmen profitieren von der ausgezeichneten Infrastruktur, der Stabilität und der sich daraus ergebenden Planungssicherheit. Auch die aktuellen Betriebsansiedelungen sowie ein historischer Beschäftigungsrekord unterstreichen das Innovationspotenzial der Wiener Wirtschaft. Übrigens: Gewerbebeanmeldungen wie Gewerbeverfahren oder Änderungsmeldungen können bequem und sicher direkt online abgewickelt werden.

Infos und Services unter www.wirtschaft.wien.at sowie www.amtshelfer.wien.at/wirtschaft



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Erinnerung an die Schöpfung

Neujahr im September, wie geht das? Eine Frage, die mir immer wieder gestellt wird. Das jüdische Neujahrsfest fällt nicht auf den 1. Jänner, sondern auf den 1. und 2. Tischri, heuer 10. und 11. September. Im Gegensatz zu Silvester ist Rosch Haschana ein beschauliches, aber freudiges Fest. Es erinnert an die Schöpfungsgeschichte und ist gleichzeitig eine Zeit der Reflexion. Zu Rosch Haschana sollen wir Bilanz über unser Verhalten im vergangenen Jahr ziehen, uns mit jenen Menschen versöhnen, mit denen wir uns entzweit haben, und uns für eine freud- und friedvolle Zukunft einsetzen.

Das Neujahrsfest dauert zwei Tage, an denen wir uns an die Genesis erinnern. Genauer gesagt an den sechsten Tag, an die Erschaffung des Menschen, Adam und Eva. Zu Neujahr isst man süße Speisen. Äpfel und Brot werden in Honig getaucht, damit das neue Jahr süß und angenehm wird. Und man isst Granatäpfel, weil sie angeblich 613 Kerne haben. 613 ist die Zahl der Gebote und Verbote, die Juden erfüllen sollen. Auf dem Neujahrstisch ist meistens auch ein Fischkopf zu finden, ein Symbol dafür, dass einem der Kopf näher sein soll als der Unterleib.

In den zehn Bußtagen bis zum höchsten Feiertag Jom Kippur versucht man, Streit, Konflikte und Probleme aus der Welt zu schaffen. Am Versöhnungstag/Jom Kippur wird gefastet. Der Feiertag endet mit dem Blasen des Schofar-Horns, dessen tiefer durchdringender Klang aufrütteln soll. Das Schofar ist ein Widderhorn, das an die Prüfung von Abraham erinnert, der ja seinen Sohn Isaac hätte opfern sollen, stattdessen letztendlich einen Widder geopfert hat.

Im September 2018 beginnt das jüdische Jahr 5779. Für uns in der **NU**-Redaktion war das vergangene Jahr ein Jahr der positiven Veränderungen und ein Neubeginn, der uns beflügelt. Wir haben uns zum Ziel gesetzt, jedes Heft unter ein Motto zu stellen. Diesmal ist es das Thema Antisemitismus, das uns zusehends beschäftigt und dem wir offensiv begegnen müssen, ohne uns aber verunsichern zu lassen. Gerade deshalb ist es wichtig, auf diese Herausforderungen mit Augenmaß zu reagieren und nicht mit großer Aufgeregtheit zu handeln. Hier darf ich die Präsidentin der israelitischen Kultusgemeinde München zitieren: „Europa bleibt eine gute Heimat, auch und gerade für jüdische Menschen.“ Dies vor Augen, mögen wir mit Hoffnung und Zuversicht in das kommende Jahr gehen.

Ich wünsche Ihnen Schana Tova umetuka, ein gesundes, süßes und gebentschtes Neues Jahr. Gmar we'chatima towa! Mögen wir im Buch des Lebens zum Guten eingeschrieben werden.

Rassismus und Antisemitismus

Weil die Welt nicht nur schwarz-weiß ist, sondern vielfarbig, divers, voller Schattierungen und Nuancen, halten Sie heute das erste **NU** in der Hand, das nicht nur inhaltlich, sondern auch optisch bunt(er) ist. Zoya Cherkasskys Bildgeschichten etwa würden in Schwarzweiß viel von ihrem subversiven Humor, ihrem bitteren Ernst, ihrer radikalen Aufrichtigkeit, ihrer beißenden Kritik verlieren. Die 1976 in Kiew geborene Künstlerin lebt und malt in Israel an den Bruchstellen der Gesellschaft, überall dort also, wo Sehnsüchte wachsen und Rassismus wuchert.

Apropos Rassismus: Eric Freys konzise Analyse über die unterschiedlichen Gefahren von rechtem und islamischem Antisemitismus in der letzten **NU**-Ausgabe gab den Anstoß zu unserem aktuellen Schwerpunktthema. So erläutert der aus Algerien gebürtige, deutsche Islamwissenschaftler und Philosoph Abdel-Hakim Ourghi, Initiator der vielbeachteten „Freiburger Deklaration“ für einen säkularen Islam, exklusiv für **NU** anhand von Koran-Textstellen, worauf sich muslimischer Antisemitismus beruft. Und er führt jene Suren an, die aufgeklärten Moslems als Argumentationshilfe gegen antisemitische Glaubensauslegung dienen. Wir haben prominente Interviewpartner befragt, so etwa die EU-Antisemitismusbeauftragte Katharina von Schnurbein, Stefanie Schüler-Springorum, die seit 2011 das Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin leitet, oder Francis Kalifat, Präsident des CRIF, des Dachverbands der jüdischen Organisationen Frankreichs. Ich freue mich übrigens sehr, dass wir die ebenso eloquente wie kompetente Paris-Korrespondentin des ORF, Eva Twaroch, als **NU**-Autorin gewinnen konnten.

Antisemitismus? War es wohl nicht. Eher Gedankenlosigkeit und eklatant unterentwickeltes Geschichtsbewusstsein führten dazu, dass – noch dazu ausgerechnet im Gedenkjahr 2018 – eine ehemalige Synagoge in Gänserndorf abgerissen und durch einen Parkplatz ersetzt werden sollte. Sogar Bundespräsident Alexander Van der Bellen meldete sich zu Wort, das Bundesdenkmalamt bewirkte schließlich den vorläufigen Abbruch des geplanten Abbruchs. Vielleicht kommt der Bürgermeister in der Nachdenkpause ja drauf, wie aus dem historischen Gebäude eine würdige Gedenkstätte werden kann, noch dazu in einem Ort, der 1938 per Jubelruf verkündete, jüdenfrei zu sein.

Damals, 1938, erkannte der aus Wien stammende, jüdische Großvater der Opernregisseurin Lydia Steier die Zeichen der Unzeit, er schaffte die Flucht aus Nazideutschland in die USA. Seine quirlige, kluge Enkelin reüssierte bei den diesjährigen Salzburger Festspielen mit einer radikalen *Zauberflöte*-Neuinterpretation. Mit der vielbeschäftigten Garantin für extravagantes Musiktheater unterwegs zu sein bedeutet, in die innersten Geheimgänge der Oper vorzudringen.

Nelson Mandela wäre im Juli hundert Jahre alt geworden. Mit einem kleinen Südafrika-Schwerpunkt erinnern wir an den großen Freiheitskämpfer und seinen Traum von einer friedlichen, vielstimmigen und vielfältigen Regenbogennation. Und Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg erläutert in seinen chassidischen Weisheiten, welche ganz konkreten Anleitungen Talmud und Tora anlässlich von Rosch Haschana zur Gestaltung des alltäglichen Lebens und der Natur geben.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine spannende, bunte Lektüre, vor allem aber ein friedvolles, gesundes Jahr.



Marko Feingold

„BIS 120 PLUS“

Unter diesem Motto gratulieren wir bedeutenden Österreichern, die wir in den vergangenen Jahren in **NU** vor den Vorhang baten, zu ihren runden Geburtstag.

Marko Feingold feiert seinen 105. Geburtstag! In **NU** 44 haben wir den Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde Salzburg, Überlebenden mehrerer Konzentrationslager und unermüdbaren Zeitzeugen porträtiert. Feingold setzt auf Verständigung und berichtet über sein Leben ohne Hass und trotz allem Schrecken mit viel Humor.

Der fotografische Chronist der österreichischen und europäischen Nachkriegszeit Erich Lessing (**NU** 31) ist 95 geworden. Sein Staatsvertrags-Foto wurde zur fotografischen Ikone des neuen Österreich, seine Fotos



Erich Lessing

vom Ungarn-Aufstand 1956 gingen um die Welt. Die Ausstellung „Lessing zeigt Lessing“, eine sehr persönliche Auswahl seiner Arbeiten durch seine Tochter Hannah, lief mit großem Erfolg im Jüdischen Museum Wien.

Dr. Kurt Spera, Transportwissenschaftler und langjähriger Präsident des Internationalen Verbandes der Tarifeure, begeht seinen 90. Geburtstag. In **NU** Nr. 12 haben wir Kurt Spera, der heute häufig als Zeitzeuge in Schulen auftritt, in der Reportage „Genosse Jude“ vorgestellt.

Die bekannteste Sexualtherapeutin der USA, Ruth Westheimer, ist 90. Geboren in Frankfurt und die einzige Überlebende ihrer Familie, studierte sie in Paris und New York Psychologie und Soziologie und wurde durch ihre Radio- und TV-Talkshows berühmt. Westheimer hat 32 Bücher



Ruth Westheimer



Kurt Spera

zum Thema Sex geschrieben. In **NU** 30 haben wir mit Ruth Westheimer über ihr Leben und ihre Arbeit reflektiert.

WIR BEGRÜSSEN

die Initiative der israelischen Botschaft in Belgrad (Serbien), eine Straße im Belgrader Stadtbezirk Zemun nach Theodor Herzl zu benennen. Die Benennung wurde im Sommer einstimmig in der Stadtversammlung beschlossen. In Beisein des israelischen Staatspräsidenten Reuven Rivlin und des serbischen Präsidenten Aleksandar Vučić wurde eine Tafel in kyrillischer und lateinischer Schrift enthüllt.

Theodor Herzls Großeltern väterlicherseits wohnten in Zemun und sind auch dort am jüdischen Friedhof begraben. „Zemun hat die ‚Urheberrechte‘ für die Entstehung des Zionismus“, sagte Rivlin auf Hebräisch und

fügte hinzu: „Wenn in Basel der Judenstaat entstanden ist, dann sind in Zemun die ersten Setzlinge gepflanzt worden.“

Rivlin erinnerte an den Oberrabbiner von Zemun Jehuda Alkalaj, der ein Vorläufer des modernen, politischen Zionismus war: „Er hatte einen



realistischen Plan für die Entstehung eines souveränen Staates auf dem Territorium Israels, und diesen Plan beschrieb er im Buch *Gottes Schicksal*. Ein Schüler half ihm besonderes beim Drucken und Herausgeben des Buchs: Jakob Herzl. Das war der Vater von Theodor Herzl“, sagte Rivlin in seiner Rede und betonte, dass Serbien unter den ersten Staaten war, die die Balfour-Deklaration anerkannten.

Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten rund 12.500 Juden in Serbien. Im Juni 1942 meldete die SS in Serbien an das Reichssicherheitshauptamt, dass „Serbien judenfrei“ sei. Es war das erste Land in Europa, in dem die „Judenfrage“ auf diese Art „gelöst“ war. Rund 11.000 Juden wurden getötet.

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
 Erscheinungsweise: 4 x jährlich
 Auflage: 4.700
 Nächste Ausgabe: November 2018

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
 Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
 Gölsdorfstraße 3, 1010 Wien

KONTAKT
 Tel.: +43 (0)1 535 63 44
 Fax: +43 (0)1 535 63 46
 E-Mail: office@nunu.at
 Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
 IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
 BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
 NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
 Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
 Österreich: Euro 18,-
 Europäische Union: Euro 23,-
 Außerhalb der EU: Euro 28,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
 office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
 Vera Ribarich (Lektorat)
 Ida Salamon (Chefin vom Dienst)
 Andrea Schurian (Chefredakteurin)
 Danielle Spera (Herausgeberin)

TITELBILD
 © Sandra Then

SATZ & LAYOUT
 Ivan Srecković

DRUCK
 Riedeldruck GmbH
 Bockfließstraße 60, 2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
 Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfstraße 3
 Obmann: Martin Engelberg
 Obmannstellvertreterin: Danielle Spera
 Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
 NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.
 NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Stefanie Schüler-Springorum

6 Katharina von Schnurbein

12

Schwerpunkt Antisemitismus in Europa

Das Zentrum für Antisemitismusforschung 6

Der muslimische Antisemitismus 9

Katharina von Schnurbein 12

Der klassische Antisemitismus 16

Antisemitische Phänomene 19

Francis Kalifat 20

Antisemitismus in muslimischen Communities 22

Der Kaufmann von Venedig 24

„Football unites – Racism divides“ 26

Die enge Verflechtung Israels mit Europa 28

Nahost

In 28 Minuten von Tel Aviv nach Jerusalem 30

„Israel als Nationalstaat des jüdischen Volkes“ 34

Unterwegs mit

Lydia Steier 37

Jüdisches Leben

Chassidische Weisheiten 41

Zeitgeschichte

Zum 100. Geburtstag Nelson Mandelas 42

Die Regenbogennation 43

Nadine Gordimer 47

Kultur

Zoya Cherkassky 49

Leonard Bernstein 54

Leuchtende Davidsterne 57

Rezension

Alisa Ehrmann-Sheks Tagebuch aus Theresienstadt 61

Helga Michie. Werke 1968–1985 62

Man sollte sich von AfD und FPÖ nicht täuschen lassen

Die Historikerin Stefanie Schüler-Springorum leitet seit 2011 das Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin. Sie berichtet für NU über die Entstehung des Zentrums und seine neuesten Ergebnisse.

VON IDA SALAMON

NU: Seit wann gibt es das Zentrum für Antisemitismusforschung und was war ausschlaggebend für dessen Entstehung?

Schüler-Springorum: Das Zentrum für Antisemitismusforschung wurde im Jahre 1982 ins Leben gerufen, hat aber eine lange und sehr interessante Vorgeschichte. Im Grunde geht es zurück auf die Arbeit des Holocaust-Überlebenden Joseph Wulf, der sich in den 1960er-Jahren vergeblich darum bemüht hatte, ein „Dokumentationszentrum zur Geschichte des Nationalsozialismus“ in Westdeutschland zu etablieren. Zunächst lehnte der Berliner Senat seine Idee ab, das Gebäude, in dem 1942 die Wannsee-Konferenz stattgefunden hatte, dafür zu nutzen, dann scheiterten Pläne, ein solches Zentrum an der Freien Universität anzudocken – übrigens aufgrund der Proteste linker Studierender und Dozierender, die sich lieber allgemein mit „Faschismusforschung“ beschäftigen wollten. Joseph Wulf nahm

sich schließlich 1974 verzweifelt das Leben, sein Vorhaben aber wurde kurz darauf von dem neu an die TU berufenen Historiker Reinhard Rürup aufgegriffen, der gemeinsam mit dem damaligen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde schließlich die Errichtung einer solchen Forschungseinrichtung durchsetzen konnte – nun aber mit einem historisch erweiterten Fokus auf die Geschichte des Antisemitismus, ohne die man, so Rürup, den Massenmord an den europäischen Juden nicht verstehen kann.

Welche Ziele verfolgen Sie mit Ihrer Arbeit und auf welche Probleme stoßen Sie?

Wir erforschen, einfach gesagt, Antisemitismus in Geschichte und Gegenwart und wir tun dies interdisziplinär. Hinzu kommen, was wir „benachbarte Themenfelder“ nennen, also natürlich die Geschichte des Holocaust, die deutsch-jüdischen Geschichte, verschiedene Ausprägungen von Rassismus und Gewalt gegen Minderheiten. Unsere Arbeit war lange auf den deutschsprachigen Raum konzentriert, in den letzten Jahren konnten wir aber, angeregt durch zwei sehr erfolgreiche DoktorandInnenschulen zur Geschichte des Antisemitismus in Europa zwischen 1890 und 1914 bzw. 1916 und 1923, unseren Blick auch empirisch und vor allem sprachlich kompetent auf den europäischen Raum ausweiten. Und natürlich haben wir auch globale Phänomene im Blick, allerdings, dies muss ich betonen, weil dies leider nicht immer selbstverständlich ist, immer im Rahmen unse-

rer sprachlichen Möglichkeiten. Dies betone ich deshalb, weil es schon eines unserer Probleme anspricht: Wir sind eine universitäre Einrichtung, haben als solche nur eine sehr begrenzte Zahl an Planstellen und müssen Forschungsmittel zu bestimmten Projekten erst einwerben. Das bedeutet, dass wir nicht immer so flexibel sein können, wie wir gerne wären. Zudem bewegen wir uns in einem Feld, das politisch stark aufgeladen ist und wo die ja auch aus anderen Bereichen bekannte Spannung zwischen Wissenschaft und Aktivismus, Forschung und medialer Wahrnehmung besonders deutlich zum Tragen kommt.

Wie würden Sie den Begriff Antisemitismus zusammenfassen und können Sie die verschiedenen Formen des Antisemitismus skizzieren?

Es gibt keine allgemeingültige Definition von Antisemitismus, auch wenn dies immer wieder eingefordert und versucht worden ist, zum Teil in großen Werken oder markanten Aufsätzen, wie z.B. von Gavin Langmuir oder David Engel. Ich persönlich benutze im Gespräch die eher allgemeine Formel: Antisemitismus ist Gewalt gegen Juden in Wort und Tat. Was die verschiedenen Formen des Antisemitismus angeht, so scheiden sich ja auch hier bekanntlich die Geister. So gibt es die bekannte Trennung zwischen religiösem Anti-Judaismus und modernem, rassistischen Antisemitismus, für die es gute Argumente gibt, die ich persönlich aber so nicht mehr aufrechterhalten würde – und zwar in beide Richtungen nicht. Wir finden



© KIRSTEN NUHOFF

Die Leiterin des Zentrums für Antisemitismusforschung Prof. Dr. Stefanie Schüler-Springorum ist seit 1996 Mitglied der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts in der Bundesrepublik Deutschland, seit 2009 deren Vorsitzende. Seit 2012 vertritt sie die TU im Direktorium des Zentrums Jüdische Studien Berlin-Brandenburg. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift *WerkstattGeschichte*.

proto-rassistische Ausgrenzungen zum Beispiel auch in der europäischen Vormoderne, und eine religiöse Unterfütterung im aktuellen modernen Antisemitismus, und zwar nicht nur im Islam, sondern auch immer noch in beiden christlichen Konfessionen, fünfzig Jahre christlich-jüdischem Dialog zum Trotz. Ich halte auch wenig von der Postulierung eines „sekundären Antisemitismus“ nach 1945, etwa in Bezug auf Israelfeindschaft oder den Holocaust, denn in beiden Fällen kommen immer wieder dieselben und sehr alten antisemitischen Fantasien zum Tragen: „Die Juden“, die als

Stefanie Schüler-Springorum:
„Ich bin sehr alarmiert und auch ziemlich pessimistisch.“

Gruppe handeln, andere zu ihren Gunsten manipulieren, rachsüchtig sind etc.

Welche Rolle spielen der Vormarsch der rechtspopulistischen Parteien, die Migration in Europa und die Palästina-problematik bei der Ausbreitung des Antisemitismus?

Alles drei spielt eine große Rolle. Wir wissen, dass Menschen häufiger antisemitischen Aussagen über Israel zustimmen, wenn der latente Kriegszustand im Nahen Osten gerade einmal wieder eskaliert. Wir wissen, dass Migranten vor allem aus arabischen Ländern zum einen aus ihren Heimatländern antisemitische Weltbilder kennen, sich in Europa oftmals mit den Palästinensern solidarisieren und zudem aufgrund ihrer eigenen Diskriminierungserfahrungen in Europa Ressentiments entwickeln, die sehr leicht auch eine antijüdische Richtung einschlagen. Und was die rechtspopulistischen Parteien angeht, so erübrigt sich die Frage fast von selbst: Deren Weltbilder beruhen auf der Fantasie einer nationalen, ethnischen, früher sagte man: völkischen Homogenität, die alle als „fremd“ wahrgenommen Menschen ausschließt – und damit sind immer auch Juden gemeint. Darüber sollte man sich trotz des derzeitigen Propaganda-Fokus auf Muslime und „Flüchtlinge“ und trotz aller politisch korrekten Lippenbekenntnisse von AfD und FPÖ nicht täuschen.

Welche Länder in Europa sind am stärksten betroffen und warum?

Diese Frage lässt sich nicht empirisch gesichert und mit einem Ranking beantworten: Frankreich, wo mehrere antisemitische Morde stattgefunden haben? Polen, wo die „Konstruktion der Nation gegen die Juden“

auf katholischer Basis wohl am tiefsten verwurzelt ist? Oder Ungarn, wo gerade die Regierungspartei mit einem antisemitischen Wahlkampf ihr Stimmenreservoir ausbauen konnte? Am schlechtesten schneidet übrigens in allen vergleichenden Umfragen immer Spanien ab, wo seit über 500 Jahren fast keine Juden leben.

Wie erklären Sie, dass Antisemitismus auch dort existiert, wo es fast keine Juden gibt?

Das ist eine interessante Frage – und auch hier gibt es verschiedene Antworten. Man könnte mit der Kritischen Theorie antworten, dass der Antisemitismus strukturell mit der bürgerlichen Gesellschaft, der kapitalistischen Wirtschaftsform und einer autoritären Erziehung verknüpft ist und daher Menschen hervorbringt, die Juden hassen, ohne dass sie je einen zu Gesicht bekommen. Man könnte aber gerade im Falle Spaniens auch das Gegenteil behaupten und auf die *longue durée* der religiös begründeten Ausgrenzung verweisen – was übrigens mein neues Forschungsfeld sein wird.

Bemerkst man in der letzten Zeit eine Zunahme des Antisemitismus?

Was wir vor allem erleben, ist eine offensichtliche Spannung zwischen medialer Berichterstattung, daraus resultierender öffentlicher Wahrnehmung, erhöhter Sensibilisierung und den traditionellen Umfrageergebnissen. Letztere weisen für Deutschland keine steigenden Werte für Antisemitismus auf, es wird jedoch viel häufiger über einzelne Vorfälle berichtet, so dass insgesamt der Eindruck entsteht, der Antisemitismus steigt und steigt. Was sich dagegen tatsächlich verändert hat, ist meines Erachtens zweierlei: die Bereitschaft, antisemitische Vorfälle auch unterhalb der Strafbarkeitsgrenze als solche zu markieren und zu registrieren, und eine erhöhte Gewalttätigkeit auf der Straße, die

„Antisemitismus ist strukturell mit der bürgerlichen Gesellschaft, der kapitalistischen Wirtschaftsform und einer autoritären Erziehung verknüpft und bringt daher Menschen hervor, die Juden hassen, ohne dass sie je einen zu Gesicht bekommen.“



Stefanie Schüler-Springorum mit den Studierenden des ZfA im Masterstudiengang „Interdisziplinäre Antisemitismusforschung“

„Was wir vor allem in der letzten Zeit erleben, ist eine offensichtliche Spannung zwischen medialer Berichterstattung, daraus resultierender öffentlicher Wahrnehmung, erhöhter Sensibilisierung und den traditionellen Umfrageergebnissen.“

wiederum, so könnte man zumindest vermuten, auch mit einer erhöhten Gewalttätigkeit der Sprache korreliert – was wiederum kein Phänomen ist, das sich nur auf den Antisemitismus bezieht, sondern ganz allgemein auf Rassismus oder den politischen Gegner. Hier nun kommt jener Faktor ins Spiel, der unsere Öffentlichkeit, den Umgang miteinander und die Wahrnehmung der sozialen Realität im Moment wohl am dramatischsten verändert: das Internet. Ich bin davon überzeugt, dass wir die Veränderungen, die dies für unser Zusammenleben bedeutet, noch gar nicht begriffen haben. Gewalt, sprachliche oder tatsächliche, gegen „Minderheiten“ bzw. gegen Menschen, die als solche wahrgenommen oder dargestellt werden, sind jedoch ein wichtiger Seismograph dafür.

Welche Personen sind von antisemitischen Vorfällen betroffen?

Zunächst einmal auf der Straße all jene, die als Juden oder Jüdinnen erkennbar sind, also meist Kippa tragende oder orthodox gekleidete Män-

ner, oder Menschen, die in jüdischen Einrichtungen arbeiten oder als Juden bekannt sind. Im Netz dagegen betrifft es alle, die auf den entsprechenden Seiten surfen oder auch im dortigen öffentlichen Umfeld antisemitischer Hetze ausgesetzt sind. Aber wenn man ernst nimmt, dass Antisemitismus und Rassismus an den Grundpfeilern unserer Demokratie sägt, dann bin auch ich „betroffen“, wenn man sich mir als Nichtjüdin gegenüber „unter uns“ über „die Juden“ auslässt – was dann übrigens gerne aus dem weißen, bürgerlichen Umfeld kommt, die so etwas nie in Umfragen ankreuzen würden!

Gibt es neueste Ergebnisse bei Ihren Recherchen und lassen sich daraus eventuelle Konsequenzen ableiten?

Nun, wir widmen uns ja seit einiger Zeit dem Feld der Emotionen und ihrer Rolle bei der Entstehung und vor allem der ungeheuren Persistenz des Antisemitismus. Vielleicht, wenn wir diese Mechanismen besser verstehen, können wir dem auch im erzieherischen Bereich wirkungsvoller etwas entgegensetzen, denn zu oft setzt auch die

Pädagogik noch auf Kognition, anstatt dem großen Bedarf an Emotion genug Beachtung zu schenken. Hier sollte man, aber auch das ist keine ganz neue Erkenntnis, viel mehr auf die positive Besetzung und Vermittlung bestimmter Lebens- und Gesellschaftsmodelle setzen statt auf Verbote. Bei all dem, auch dies zeigt die historische Forschung, kommt aber letztlich der Verantwortung und dem Verhalten der Eliten eine zentrale Rolle zu – und hier erleben wir ja gerade einen ungeheuren Glaubwürdigkeitsverlust bei gleichzeitiger Aushöhlung jener Werte, auf denen unser Zusammenleben beruht.

Wie sehen Sie die Entwicklung in der Zukunft, gibt es auch positive Tendenzen?

Als Historikerin tut man sich ja ohnehin schwer mit Zukunftsprognosen, und aus dem vorher Gesagten ergibt sich schon die Antwort. Ich bin sehr alarmiert und auch ziemlich pessimistisch, da ich kaum geschlossene Gegenkräfte sehe, sondern eher einen Wettbewerb um politische Deutungshoheit bzw. Wählerstimmen. *nu*

Die Notwendigkeit einer muslimischen Erinnerungskultur

VON ABDEL-HAKIM OURGHI

Der Satz „Der Juden Hass hat nichts mit dem Islam zu tun“ scheint vielfach wohlmeinend, ist allerdings unaufrichtig. Er gibt die Naivität und die Bequemlichkeit seiner Vertreter preis. Das fromme Wunschdenken wurde spätestens durch die Zunahme antisemitischer Angriffe seitens einiger muslimischer Fanatiker im Westen widerlegt. Fest steht, dass nicht alle Muslime Antisemiten sind. Fest steht jedoch auch, dass viele Muslime Antisemiten sind. Den Islam pauschal als antisemitisch zu bezeichnen ist irreführend, aber dass Islam und Judenfeindschaft nichts miteinander zu haben, ist ebenso falsch.

Selbstverständlich kann der Juden Hass im Islam nicht theologisiert werden. Beim muslimischen Juden Hass spielen unter anderen auch soziale und politische Gründe eine essenzielle Rolle. Gleichzeitig wird die theoretische und historische Genese des Juden Hasses in den Anfängen des Islam seitens der Mehrheit der in Europa lebenden Muslime verschwiegen. Hervorgehoben werden nur die ethischen Aspekte des Korantexts und das Handeln des Propheten als Verkünder einer friedlichen Religion; betont werden historische Epochen des friedlichen Zusammenlebens zwischen „Schutzbefohlenen“ (Juden und Christen) und Muslimen, wie etwa der Zuzug sephar-

discher Juden in Gebiete des Osmanischen Reiches nach dem Alhambra-Edikt im Jahre 1492. Tatsächlich führten viele Juden im Vergleich zum Abendland ein besseres Leben in der islamischen Welt.

Das kollektive Gedächtnis kann aber nicht als eine verlässliche Quelle aufgefasst werden, ohne dass man sich auch auf historisch objektive Fakten bezieht. Denn die Muslime sind auch das, was sie bewusst vergessen wollen. Daher ist heute die Gründung einer Erinnerungskultur unverzichtbar, um das Verdrängte in der eigenen kollektiven Identität aufzuklären. Dem islamischen Antisemitismus dienen als Grundlage einige der in Medina offenbarten Koranpassagen (622-632) und das politische Handeln des Propheten in den Jahren 624-632 selbst, somit kanonische Quellen der islamischen Rechts- und Religionslehre.

Der politisch-juristische Koran und der Juden Hass

Der Koran als die erste kanonische Quelle des Islam ist das Maß aller Dinge, nach seinen Vorschriften richten sich die Muslime; daher nimmt er in ihrem alltäglichen Handeln den wichtigsten Platz ein. Das Leben des Propheten Muhammad, sein religiöses und politisches Handeln, gilt als zweite kanonische Quelle des Islam. Wie der Koran ist auch die Tradition des Propheten nicht kritisch zu hinterfragen.



Abdel-Hakim Ourghi, Islamwissenschaftler und Philosoph, wurde 1968 in Algerien geboren. Seit 2011 leitet er den Fachbereich Islamische Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg. Er ist Initiator der vielbeachteten „Freiburger Deklaration“ für einen säkularen Islam und Mitbegründer der liberalen Ibn-Rushd-Goethe-Moschee in Berlin. Er gilt als einer der wichtigsten Vertreter eines humanistisch-aufgeklärten Islam im westlichen Kontext. Nach seinem im Jahre 2017 vieldiskutierten Buch *Reform des Islam. 40 Thesen* erscheint im September 2018 sein neues Debattenbuch mit dem Titel *Ihr müsst kein Kopftuch tragen: Aufklären statt verschleiern*.

Das Bild eines vollkommenen Lebens ohne Sünden muss aufrechterhalten werden, damit es als ewig gültiges, gottgegebenes Vorbild von den Muslimen befolgt wird.

Um den Antijudaismus unter Muslimen zu begreifen, ist es ratsam, einen Blick auf den in Medina (622-632) offenbarten Koran zu werfen. Dort werden Ablehnung bis hin zu Feindschaft und Gewalt gegen die Juden theologisch legitimiert. Nicht nur die Christen, sondern auch die Juden, meist als „Kinder Israels“ bezeichnet, müssten im

Fest steht, dass nicht alle Muslime Antisemiten sind. Fest steht auch, dass viele Muslime Antisemiten sind. Den Islam pauschal als antisemitisch zu bezeichnen ist irreführend, aber dass Islam und Judenfeindschaft nichts miteinander zu haben, ist ebenso falsch.

Alltag gemieden werden (Koran 2:120). Ihre Herzen seien verhärtet, sogar härter als die Steine (Koran 2:69, 5:16 und 57:15). Sie hätten ihre eigenen Propheten umgebracht (Koran 2:58 und 2:85) und den mit Gott geschlossenen Bund gebrochen (Koran 4:154 und 5:16). Ihnen sei nicht zu trauen, sie seien als Verräter zu betrachten (Koran 2:94 und 5:16). Ihnen werden Wortverdrehungen und Verfälschungen des Wortes Gottes zugeschrieben (Koran 4:48-49 und 16:45), die durch den Koran korrigiert würden. Sie brächten andere Menschen um ihr Geld (Koran 159 und 9:34). Und dieses stereotype Sündenregister könnte beliebig verlängert werden. Dadurch

gebeten: „Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, denen Du Gnade erwiesen hast, nicht den Weg derer, die Deinem Zorn verfallen sind und irgehen!“ (Vers 6-7). Die gesamte muslimische Koranexegese ist der Auffassung, dass Juden dem Zorn Gottes verfallen und die Christen die Irregehenden sind.

In Sure 2, Vers 120, werden sowohl Muhammad als auch die Muslime aufgerufen, Juden und Christen zu meiden. In Sure 3, Vers 85 ist zu lesen, dass keine andere Religion als Ersatz für den wahren Glauben an Gott, den Islam, dienen kann. Bereits in Vers 19 derselben Sure wird mit Nachdruck betont, dass der Islam die einzig wahre Reli-

64, ruft er die „Leute der Schrift“ zum Dialog auf. Die koranische Verkündigung wird als eine Bestätigung der Offenbarung der Juden und der Christen angesehen (Koran 2:38). Das Bestreben des Propheten, die Juden zu bekehren, blieb jedoch erfolglos. Ab 624 begann in Medina eine neue Ära – nämlich eine Ära der Gewaltmaßnahmen –, in welcher der Prophet Abschied von seiner dialogorientierten Kommunikation nahm.

Muhammad scheint nun die Macht des Wortes und die Gewalt des Schwerter zu vereinen. Unterstützt durch autoritative Koranstellen, ergriff er militärische Maßnahmen gegen seine Widersacher, wie etwa arabischen Heiden und Juden.

Das Scheitern der Bekehrungsversuche führte auch zum Bruch mit den medinensischen Juden, was ein blutiges Nachspiel hatte. Die Abwendung von den Juden begann mit der kulturellen Umorientierung der Gebetsrichtung von Jerusalem, das Juden und Muslimen gleichermaßen heilig war, nach Mekka (Koran 2:143-150). Die regelrechte Vertreibung des Klans Banu Qaynuqa' ereignete sich einige Wochen nach der Schlacht bei Badr im Jahre 624. Muhammad forderte sie persönlich zur Konversion auf, was sie jedoch ablehnten, so dass sie Medina ohne ihr Hab und Gut verlassen mussten (Koran 3:12-13). Die Sure 59 spielt (in den Versen 2-3) auf einen weiteren Stamm namens Banu n-Nadir an, der im September 625 das gleiche Schicksal erlitt. In den beiden erwähnten Koranpassagen werden die Stämme nicht als Juden im Sinne der Inhaber einer göttlichen Offenbarung angesprochen, sondern als Ungläubige.

Schon vor der zweiten Vertreibung wurde im September 624 der jüdische Dichter Ka'b Ibn al-Ashraf laut der arabischen Geschichtstradition auf Befehl des Propheten kaltblütig hingerichtet. Er soll Schmähdgedichte über den Propheten und die Ehefrauen der Muslime verfasst haben.

Die Sure 33, Verse 26-27, spricht offen über das im April 627 an dem dritten Stamm, den Banu Qurayza, verübte Massaker. Laut arabischer Geschichtsschreibung wurden die Banu Qurayza 25 Nächte lang belagert und nur denen das Leben geschenkt, die zum Islam konvertierten. Circa 600 Männer wur-



schafft der Koran unter den Muslimen eine Atmosphäre des Misstrauens gegenüber den Juden.

Eine sinnstiftende Legitimation dazu sind auch die sogenannten Schwertsuren. In Sure 9 des Korans, die circa ein Jahr vor dem Tod des Propheten offenbart wurde, werden die gläubigen Muslime aufgefordert, gegen diejenigen zu kämpfen, „die nicht an Gott und auch nicht an den Jüngsten Tag glauben, die das, was Gott und sein Gesandter verboten haben, nicht verbieten und nicht der wahren Religion angehören – unter den Schriftbesitzern – ...“ (Vers 29). In Vers 33 dieser Sure wird der Islam als wahre Religion bezeichnet. Gott werde der Gemeinde des Propheten zum Sieg über alle Religionen verhelfen. Wenn sie das tägliche Gebet praktizieren, rezitieren die Muslime jeden Tag siebzehn Mal die erste Sure des Koran, „die Eröffnende“. In dieser Sure, die offenbar aus der medinensischen Epoche stammt, wird

gion sei. Die Umma (die Gemeinschaft der Muslime) wird sogar als die beste Gemeinschaft bezeichnet, die Gott den Menschen gestiftet habe (Koran 3:110).

Das politische Handeln des Propheten

Durch seine Auswanderung im Jahre 622 von Mekka nach Medina wurde der Prophet der anerkannte Verkünder einer göttlichen Botschaft, sehr bald auch der weltliche Führer einer allmählich wachsenden Gemeinde, der auch politische Ansprüche verfolgte. Bis 624 verfolgte er eine dialogische Verständigung mit den arabischen Heiden und „Leuten der Schrift“ (Juden und Christen). Dies ist auch schon aus der mekkanischen Sure 16, Vers 125 herauszulesen: „Ruf (die Menschen) mit Weisheit und einer guten Ermahnung auf den Weg deines Herren und streite mit ihnen auf eine möglichst gute Art.“ Auch in einer der ersten in Medina offenbarten Suren, Sure 3, Vers

Um den Antijudaismus unter Muslimen zu begreifen, ist es ratsam, einen Blick auf den in Medina (622–632) offenbarten Koran zu werfen. Dort werden Ablehnung bis hin zu Feindschaft und Gewalt gegen die Juden theologisch legitimiert.

den schließlich exekutiert, ihre Besitztümer unter den Muslimen verteilt und Kinder und Frauen als Sklaven verkauft.

Im medinensischen Koran findet sich ein ganzes Sündenregister der Juden, das letztendlich als eine Rechtfertigung für den Umgang des Propheten mit den drei in Medina lebenden Stämmen diente. Das Handeln des Propheten und seiner Gemeinde können aus der damaligen historischen Situation verstanden werden. Zum einen waren Gewalt und Stammeskonflikte ein Bestandteil der damaligen Kultursituation. Zum anderen gefährdete die Präsenz einer anderen Glaubensgemeinschaft in Medina die religiösen und politischen Ansprüche der neuen Religion.

Zweifelsohne bieten solche Koranpassagen und das politische Handeln des Propheten jede Menge Anknüpfungspunkte für den Judenhass im Islam. Diese radikalen Koraninhalte dürfen nicht mehr verharmlost und ignoriert werden. Der interreligiöse Dialog ist zum Scheitern verurteilt, solange die Muslime sich nicht deutlich dagegen positionieren. Die kulturelle Sozialisation als auch politische Krisen wie der andauernde Palästina-Konflikt dienen als Verstärker.

Muslime werden dazu erzogen, Juden zu hassen, nicht nur Israel, sondern alle Juden der Welt. Unter Muslimen gilt das Wort „Jude“ bis heute als Schimpfwort. Ihnen wird – neben den Amerikanern – die Verantwortung für das Leiden der Muslime in der ganzen Welt zugeschrieben.

Der deutsch-türkische Moscheeverband Ditib etwa steht immer wieder wegen antisemitischer Hetze und Christenfeindlichkeit in der Kritik. Anfang des Jahres 2017 wurde öffentlich berichtet, dass einige seiner Gemeinden auf ihren Facebook-Seiten türkischsprachige Zitate veröffentlichten, beispielsweise: „Der kannibalische Jude kotzt den Tod in Palästina“ oder „Um die Barbarei der Juden zu beschreiben,

werdet ihr nicht die richtigen Worte finden können“. Auch Sätze wie etwa, das Weihnachtsfest sei „eine nach Blasphemie stinkende Tradition der Christen“ oder „Freundschaft und Beziehungen zu Ungläubigen sind verboten“, waren zu lesen.

Solche Ansichten trifft man auch bei gebildeten, sogar westlich aufgeklärten Muslimen an. Muslime sehen sich als Opfer, Juden hingegen als Täter, als Feinde der Muslime und des Islam. Die Mehrheit der Muslime beherrscht kunstvoll dieses rhetorische Spiel. Andererseits benutzen sie den Vorwurf der Islamophobie gegen ihre Kritiker, um den Islam im westlichen Kontext unangreifbar zu machen. Der ewige Status der Schwachen wird oft durch Verschwörungstheorien intensiviert.

Mutige Islamkritik

Die dringende Lösung des Judenhasses unter den Muslimen besteht nicht in einem muslimischen Aufstand der Anständigen. Mahnwachen sind eine bequeme kosmetische Korrektur und verkörpern die Kunst des Schönredens. Die Muslime müssen endlich die kanonischen Quellen ihres Glaubens kritisch in Frage stellen. Ein Islam ohne eine mutige Islamkritik ist zum Scheitern verurteilt, vor allem im Westen. Akzentuiert muss betont werden, dass der nicht reformierte Islam keine Religion des Friedens ist. Das gehört zur Redlichkeit einer islamischen Theologie und Religionspädagogik. Es reicht aber nicht aus, die Offenbarung des Korans in ihrer historischen Entstehungssituation zu verstehen. Es muss darüber hinaus eine historisch-kritische Methode entwickelt werden, welche den Islam auf Basis einer kritischen Reflexion von der Macht dieser umstrittenen Koranverse befreit. Sowohl der in Medina offenbarte politisch-juristische Koran als auch der historische Prophet als Staatsmann sind im Westen dringender denn je kritisch zu betrachten und revisionsbedürftig, sonst bleibt ein Islam, der mit den eu-

ropäischen Werten vereinbar ist, ein Wunschtraum. Meiner Meinung nach ist nur der ethische Koran zeitlos, weil er universell sinnstiftende Lehren im ethischen Sinne beinhaltet, die ein friedliches Leben mit anderen Menschen ermöglichen.

In der mekkanischen Sure 29 Vers 46 werden die Muslime aufgerufen, einen Dialog mit den Leuten der Schrift auf eine schöne und gute Art zu führen: „Wir [Muslime] glauben an das, was auf uns herabgesandt und was auf euch [Christen und Juden] herabgesandt wurde. Unser Gott und euer Gott sind einer.“

Dies bedeutet, dass alle Anhänger der monotheistischen Religionen an denselben Gott glauben. Deshalb hat Gott die Menschen zu Völkern gemacht, damit sie sich kennenlernen (Koran 49:13). In einer medinensischen Koranstelle beschreibt Gott Juden und Christen als eine Gemeinschaft, die an Gott und an den Jüngsten Tag glauben: „Sie gebieten das Rechte, verbieten das Schlechte und sind schnell bereit zu guten Taten“ (Koran 3:113-114 vgl. 2:121). Wenn Muslime nicht Bescheid wissen, müssen in Bezug auf Religion die „Leute der Mahnung“ gefragt werden (Koran 16:43 u. 21:7). Mit „Leute der Mahnung“ sind die Schriftgelehrten des Judentums und des Christentums gemeint. Die Liste solcher Passagen aus dem humanistisch-ethischen Koran kann beliebig verlängert werden.

Der Islam ist nicht im Besitz der absoluten Wahrheit. Wir Muslime sind kein exzeptionelles Volk, das von Gott mit der besten und wahrsten Religion beschenkt wurde. Dieser religiöse Narzissmus, der die Selbstbewunderung der eigenen Religion und die Selbstverliebtheit in sich als Muslime beinhaltet, hat mit der Realität nichts mehr zu tun. Wir Muslime sind nicht das auserwählte Volk, denn nur die guten Taten und das gute Handeln im Interesse des Menschen sind heute wichtig. Alles andere wäre die Hysterie der Angst vor dem Anderen.

nu

„Ich finde es unerträglich, dass sich Juden in Europa schon wieder die Frage stellen, ob sie hier eine Zukunft haben. Und ja, man muss in der Antisemitismusbekämpfung immer wieder mal jemandem auf die Füße treten.“



Polizisten und Lehrer gegen Antisemitismus

VON RENÉ WACHTEL

NU: Wie sehen Sie die Gefahr des Antisemitismus heute?

Schnurbein: Leider ist Antisemitismus wieder in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Und er hat viele Gesichter. Gewalt gegen jüdische Schüler entschuldigen Lehrer mit dem Konflikt im Nahen Osten. Oder nehmen Sie den Richter, der entschied, dass es eine Straftat ist, Molotow-Cocktails in eine Synagoge zu werfen, jedoch keine antisemitische, weil es Ausdruck der politischen Überzeugung der Täter mit palästinensischen Wurzeln ist. Die betroffene Synagoge in Wuppertal wurde übrigens 1938 in der „Kristallnacht“ niedergebrannt. Ein weiterer Tabubruch war die Verleihung des Echo-Preises in Deutschland an die Rapper Farid Bang und Kollegah. Der Echo-Ethikrat genehmigte die Auszeichnung der rassistischen, antisemitischen und frauenfeindlichen Texte! Es muss in der Mitte der Gesellschaft wieder ein Bewusstsein hergestellt werden, was Antisemitismus ist.

Und was ist Antisemitismus?

Er entwickelt sich ständig weiter. Der christliche Antisemitismus, Stichwort Blutmord für Mazzot, und die Verschwörungstheorien über eine jüdische Lobby vermischen sich mit neuen Formen wie dem Antizionismus.

Was ist zur Zeit bedrohlicher, rechter oder muslimischer Antisemitismus?

Es wird derzeit gern auf die Muslime gezeigt. Und es ist ja auch tatsächlich so, dass laut Umfragen antisemitische Vorurteile unter Muslimen zwei- bis

Katharina von Schnurbein (45) ist seit Dezember 2015 Koordinatorin der Europäischen Kommission zur Bekämpfung von Antisemitismus. Die aus dem deutschen Schlossau bei Regen gebürtige, aus einem Südtiroler Adelsgeschlecht stammende Christin war lange Jahre im Beraterstab des ehemaligen Kommissionschef José Manuel Barroso, seit Jänner 2012 für den Dialog mit Kirchen, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften zuständig. Diese Tätigkeit habe sie auch für den Posten der Antisemitismusbeauftragten qualifiziert, hieß es anlässlich ihrer Berufung.

dreimal so verbreitet sind wie in der Gesamtbevölkerung und alle tödlichen Anschläge auf Juden in den vergangenen Jahren von Muslimen verübt wurden. Aber was sieht ein Migrant, wenn er sich mit dem Thema auseinandersetzen will: Einerseits die Schoa trivialisierende Verse in Studententextbüchern; andererseits einen mit Fragezeichen versehenen Diskurs über das Existenzrecht Israels als jüdischer Staat. Aber wenn man mit dem Finger auf andere zeigt, zeigen immer drei auf einen selbst zurück. Am wirksamsten – und gleichzeitig sicher mühsamsten – ist es, Antisemitismus im eigenen Umfeld zu bekämpfen: in der eigenen Partei, im Elternbeirat, in der Hochschulgruppe, auf einer Dinner Party. Einer antisemitischen Aussage muss sofort widersprochen werden. Das braucht Zivilcourage, aber die Macht des Wortes wirkt in beide Richtungen, ein klares Wort ist in solchen Fällen die wirksamste Waffe. Ich halte es mit Elie Wiesels weisen Worten: „Man muss immer Partei ergreifen. Neutralität hilft dem Unterdrücker, niemals dem Opfer.

Stillschweigen bestärkt den Peiniger, niemals den Gepeinigten.“

Wer definiert, was eine antisemitische Aussage ist?

Die International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA), bestehend aus 31 Staaten, davon 24 EU Mitgliedstaaten. Binnen weniger als einem Jahr wurde deren Definition Grundlage für die Antisemitismusbekämpfung der EU-Kommission und vom EU-Parlament in einer Resolution zu Antisemitismus verabschiedet. Sechs Mitgliedstaaten, darunter Österreich, haben diese Definition mit dem Ziel anerkannt, sie in der Lehrer-, Richter- und Polizistenausbildung anzuwenden. Sie ist rechtlich nicht bindend, aber eine gute Richtschnur für den öffentlichen Diskurs.

Gibt es innereuropäische Unterschiede?

Durchaus. In Osteuropa kommt der Antisemitismus von der rechten und nationalistischen Seite und wird auch gezielt politisch eingesetzt, wie etwa die Anti-Soros-Kampagne in Ungarn.

In Großbritannien dagegen verschwimmen der Labour Party die Grenzen zwischen Antisemitismus und Antizionismus. In vielen westlichen Ländern, darunter Frankreich und Belgien, fürchten Juden eine physische Bedrohung seitens der muslimischen Bevölkerung. Wichtig ist, diese Phänomene anzuerkennen, ohne zu generalisieren, und damit denen den Rücken zu stärken, die in ihrem jeweiligen Umfeld Antisemitismus ansprechen.

Was hat Sie dazu bewegt, diese exponierte Stellung als Antisemitismusbeauftragte anzunehmen – und damit einer großen Erwartungshaltung und ebensolchen Anfeindungen ausgesetzt zu sein?

Ich wollte diesen Job! Vielleicht hängt das mit meiner Erziehung zusammen. Ich wuchs als Protestantin im katholischen Bayern an der Grenze zur damaligen Tschechoslowakei auf, quasi „in der Diaspora“. Juden gab es dort wenige, aber wir hatten Kontakt zur Kultusgemeinde Straubing, die damals nur aus Holocaustüberlebenden bestand und nicht einmal mehr einen Minjan zusammenbrachte. Mit unserer Kirchengemeinde besuchten wir sie, und ich erinnere mich, wie ihre Gesichter strahlten angesichts des Kindergewurfs. Die Frage der Versöhnung mit den Juden in Europa, aber auch die Unterstützung Israels, wurde in unserer Familie diskutiert, genauso wie unsere persönliche Verantwortung. Je älter man wird, desto mehr merkt man, wie sehr die familiäre Erziehung einen geprägt hat. Losgelöst von meiner Geschichte: Ich finde es unerträglich, dass sich Juden in Europa schon wieder die Frage stellen, ob sie hier eine Zukunft haben. Und, ja, man muss in der Antisemitismusbekämpfung immer wieder mal jemandem auf die Füße treten.

Was sind Ihre konkreten Aufgaben?

Wir verzeichnen in vielen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union einen teilweise dramatischen Anstieg von Antisemitismus und Rassismus. Sei-

tens der EU-Kommission wollte man darauf reagieren und auch ein politisches Signal setzen, in der Überzeugung, dass man die Bekämpfung des Antisemitismus nicht den jüdischen Bürgern überlassen darf: Es ist eine Verpflichtung der gesamten Bevölkerung und deren Institutionen, sich dem entgegenzustellen. Die Kommission brachte im Oktober 2015 zum ersten Grundrechtokolloquium zu Antisemitismus und Muslimenfeindlichkeit mehr als 300 Vertreter aus Politik, Religion und Zivilgesellschaft zusammen und beschloss, zwei Beauftragte zu ernennen: einen zur Bekämpfung des Antisemitismus und einen, der sich mit

heißt, geht es um mitgliedstaatliche Zuständigkeiten wie Bildung, Ausbildung von Lehrern, Polizei und Richtern, korrekte Anwendung existierender Rechts, bessere Datenerhebung antisemitischer Vorfälle. Die Initiative der österreichischen EU-Ratspräsidentschaft zur Verbesserung der Sicherheit jüdischer Einrichtungen ist z.B. sehr zu begrüßen. Und dann gibt es natürlich Initiativen mit klarem europäischem Mehrwert, wie Löschung von Hassrede im Internet.

Mit welcher Handhabe?

Wir haben im Mai 2016 mit den großen Internetfirmen Facebook, Mi-



Katharina von Schnurbein mit Alan Knoll, bei einer B'nai-B'rith-Veranstaltung in Paris

Muslimfeindlichkeit beschäftigt. Wobei der EU-Kommission bewusst ist, dass es hinsichtlich der beiden Phänomene große unterschiedliche Hintergründe und Ausprägungen gibt.

Wir sind ein kleines Team von vier Leuten. Das Ziel ist nicht, das Rad neu zu erfinden, zusätzliche Gremien zu schaffen, in denen ausschließlich Antisemitismus besprochen wird, sondern Initiativen zu Antisemitismusbekämpfung in die verschiedenen Politikbereiche hineinzutragen. Bei diesem „Mainstreaming“, wie das auf Neudeutsch

crosoft, Twitter und Youtube einen Code of Conduct verabschiedet. Darin verpflichten sie sich, Hassreden, die ihnen gemeldet werden, binnen 24 Stunden zu überprüfen und gegebenenfalls zu löschen. Google, Instagram und Snapchat haben sich dem Code mittlerweile angeschlossen. Das Internet ist kein rechtsfreier Raum; was offline illegal ist, ist auch online illegal. Da haben die Plattformen eine Verantwortung. Und wir sehen erste Erfolge. Unsere Stichproben haben ergeben, dass illegale Hasspostings schneller

„Der Antisemitismus entwickelt sich ständig weiter. Der christliche Antisemitismus, Stichwort Blutmord für Mazzot, und die Verschwörungstheorien über eine jüdische Lobby vermischen sich mit neuen Formen wie dem Antizionismus.“



„Lehrer und Polizisten müssen zwischen Antisemitismus und Israelkritik unterscheiden können; jemand, der Geschichte unterrichtet, muss wissen, was zu sagen ist, wenn der Holocaust besprochen wird und ein Schüler sagt: ‚In Gaza macht Israel doch dasselbe.‘“

gelöscht werden. Aber es ist noch sehr viel zu tun.

Wie sieht die Gesetzeslage innerhalb der EU aus? Und wie effizient ist die Umsetzung der Gesetze?

Gesetzgebung ist effektiv, aber ihre Umsetzung kann Jahre dauern. Das sehen wir zum Beispiel bei der sogenannten EU-Rahmenrichtlinie zur Bekämpfung von Rassismus und Ausländerfeindlichkeit. Diese stellt unter anderem die volksverhetzende Holocaustleugnung unter Strafe. Obwohl die Richtlinie 2008 verabschiedet wurde, haben erst 13 von 28 EU-Mitgliedstaaten diesen Aspekt korrekt umgesetzt. Dennoch ist diese Gesetzgebung wichtig und übrigens auch die rechtliche Grundlage für den Code of Conduct mit den Internetfirmen.

Als ein junger Mann, der eine Kippa trug, in Berlin tätlich angegriffen wurde, haben Sie ebenso geschwiegen wie nach dem Mord an einer Holocaust-Überlebenden in Paris, der klar antisemitisch konnotiert war. Was sagen Sie zu Vorwürfen, Sie würden sich bei konkreten Vorfällen nicht oder zu wenig zu Wort melden?

Ich bin Beamtin, für öffentliche Stellungnahmen sind bei uns die Politiker zuständig, in diesem Fall insbesondere Justizkommissarin Věra Jourová und der Erste Vizepräsident Frans Timmermans, der sich nach der Verabschiedung des Holocaust-Gesetzes in Polen sehr bestimmt zu Wort gemeldet hat. Aber ich habe per Twitter die Aktion „Berlin trägt Kippa“ unterstützt, ebenso die Demonstrationen gegen Antisemitismus in London und Paris. Wenn ich kann, nehme ich an solchen Veranstaltungen auch teil. Und was den Mord an Mireille Knoll angeht, so war mir wichtig – auch im Namen der EU-Kommission – persönliche Anteilnahme zu zeigen. Ich nahm die Verleihung des B'nai B'rith Menschenrechtspreises, den ich im April in Paris erhielt, zum Anlass,

um Alain Knoll, dem Sohn von Mireille, einen weißen Stein für das Grab seiner ermordeten Mutter zu überreichen.

Wie Sie wissen, hat die Israelitische Kultusgemeinde in Wien beschlossen, nach der Regierungsbildung keinen Kontakt zu der einen Regierungspartei, der FPÖ, zu halten. Was halten Sie davon?

Dazu kann und will ich mich nicht äußern. Das ist eine politische Entscheidung der IKG in Wien, mit der wir in engem Kontakt stehen.

Was kann Ihre Koordinationsstelle für die Zukunft bewirken?

Zunächst einmal geht es darum, das Problem europaweit überhaupt einmal anzuerkennen. Das ist Grundvoraussetzung für politischen Handlungswillen. Also brauchen wir solide Daten für die einzelnen Mitgliedstaaten. Es gibt zwar landesspezifische Untersuchungen wie etwa in Österreich den jährlichen Antisemitismusbericht des Forums gegen Antisemitismus. Aber die letzte und bisher einzige europaweite Studie stammt aus 2012. Es gab daher von der Grundrechteagentur der Europäischen Union (FRA) eine Umfrage unter 13 Mitgliedstaaten, die übrigens auch von der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien unterstützt wurde; sie deckt 95% der jüdischen Bevölkerung in der EU repräsentativ ab. Inzwischen ist die Befragung geschlossen – mit hoher Beteiligung in den meisten Ländern.

Was wird mit dieser Studie konkret passieren?

In der ersten Hälfte 2019 werden wir weitere Politikvorschläge machen, sehr viel mehr kann ich dazu im Moment noch nicht sagen. Klar ist, dass wir sowohl die Strukturen auf EU-Ebene nutzen werden, als auch weiterhin eng mit den Mitgliedstaaten arbeiten werden. Wobei für mich zwei Personengruppen zu schulen und zu begleiten sind: Polizisten und Lehrer. Sie stehen an

vorderster Front im Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus. Eine Lehrkraft muss die richtigen Argumente zur Hand haben, wenn jemand einen Mitschüler als „Jude“ beschimpft. Lehrer und Polizisten müssen zwischen Antisemitismus und Israelkritik unterscheiden können; jemand, der Geschichte unterrichtet, muss wissen, was zu sagen ist, wenn der Holocaust besprochen wird und ein Schüler sagt: „In Gaza macht Israel doch dasselbe.“ Da braucht es durchdachte Argumente. Außerdem müssen Vorurteile und vielleicht auch persönliche Diskriminierungen, die der Schüler, die Schülerin erfahren haben mag, ebenfalls angesprochen werden, wozu es eines Rüstzeugs und nötigen Freiraums im Lehrplan bedarf. Der Schule kommt auch eine zentrale Rolle zu, wenn es darum geht, über die Kinder deren Eltern zu erreichen. Dazu müssen Lehrer ausgebildet werden. Oft sind Diskussionen mit professionellen Organisationen wie dem Dokumentationszentrum des österreichischen Widerstands hilfreich. Der flächendeckende Effekt solcher Initiativen hängt natürlich immer auch von der Finanzierung ab, und da sind wir wieder beim politischen Handlungswillen.

Sind Sie wegen Ihrer Tätigkeit auch persönlich angegriffen worden?

Das Internet ist voller Verschwörungstheorien, gelegentlich wird der Hass gegen Juden auch auf mich und andere Vertreter der EU projiziert. Aber das halten wir schon aus, und das wird meine Entschlossenheit, Antisemitismus zu bekämpfen, sicher nicht schmälern. Im Gegenteil. Und ich habe eine wunderbare Familie, einen tollen Mann, der mich unterstützt und vier wundervolle Kinder. Die sind Ansporn und geben mir die Kraft, die man braucht, um voranzugehen. Außerdem ist die Zusammenarbeit mit den jüdischen Gemeinden eine echte Bereicherung. Ich lerne ständig dazu. *nu*

Schlag ins Gesicht

VON JOSEF JOFFE

Der Frankfurter Rabbiner Andrew Steiman erzählt eine hübsche Geschichte, die Georg Hafner und Esther Schapira in ihrem Buch *Israel ist an allem schuld* festgehalten haben. Regelmäßig fragt er Schulklassen, wie viele Juden wohl in der Stadt lebten. Millionen, meinten die Schüler. Wie das, wollte er wissen, wo Frankfurt doch nur 700.000 Einwohner zähle? Schließlich ließen sich die Kids auf 100.000 runterhandeln. Wie kämen sie auf diese gewaltige Zahl? Da deutete ein Schüler durchs Fenster auf die aufragende Frankfurter Skyline – die Wolkenkratzer der Großbanken. Damit wollte er sagen: Wo so viele Banken stehen, muss es auch viele Juden geben. Die ultimative Pointe kam von den Lehrern. Die guckten den Rabbiner an, „als wollten sie sagen: Stimmt doch. Da ist doch was dran“.

Die reale Zahl ist 7000. Aber die Mär vom „Geldjuden“ lebt fort. Dazu die Klassiker wie der Verrat Jesu durch den Kollektivjuden Judas oder die Idee von der Allmacht, die in der „Weltverschwörung“ gipfelt. Die Sozialforschung unterscheidet drei Typen der Judenfeindschaft: den historischen, den Sekundär- und den israelbezogenen Antisemitismus. Die gute Nachricht vorweg: Der klassische (rassistisch-religiöse) Judenhass ist in Deutschland gut eingezäunt. Die systematisch erhobenen Daten belegen die Judenfeindschaft nicht, jedenfalls keine, die in Europa aus der Reihe fiele. Natürlich fragt kein Interviewer geradeheraus: „Sind Sie Antisemit?“ Seit den Studien zum autoritären Charakter (1950) von

Theodor Adorno und Kollegen werden Vorurteile gemessen, ohne das Ziel der Fragen zu enthüllen. Sie kommen indirekt daher. Eine Standardfrage ist: „Möchten Sie X als Nachbarn?“

Rassismus-Skala

Einer breiten Untersuchung des American Jewish Committee nach der Jahrtausendwende zufolge wollten 17 Prozent nicht neben Juden wohnen. Doch dem großen Rest – 70 Prozent – war es egal. Diese Zahlen gewinnen an Gewicht erst im Vergleich mit anderen Gruppen. Araber lehnten schon mal vier von zehn ab. Schlimmer erging es Zigeunern, wie sie damals genannt wurden: Knapp sechs von zehn Deutschen wollten sie nicht in ihrer Nähe haben. Auf der Rassismus-Skala kamen die Hebräer also relativ gut weg – nachgerade als Ehren-Arier.

Eine andere Standardfrage, in der die „Weltverschwörung“ mitschwingt, lautet: Haben die Juden zu viel Einfluss in Deutschland? Nur neun Prozent waren sich da ganz sicher, 18 teilweise. Der Rest sagte „nein“ oder „weiß nicht“. Solche Zahlen pflastern im Vergleich zum europäischen Ausland keinen deutschen Sonderweg.

Bei „zu viel Einfluss über die Wirtschaft“ kamen die Juden nicht so gut weg; das glaubte jeder Dritte. Bloß erging es den Juden anderswo schlechter. In Frankreich und Italien glaubten 42 Prozent an die Übermacht der Juden, in Belgien 44, im fast „judenreinen“ Spanien 63 Prozent. Dass die Juden ein eigensüchtiges Pack seien, bejahte ein Viertel der Deutschen. Damit lagen sie aber hinter Belgiern, Spaniern, Italienern und Österreichern, Deutschland entpuppte sich um

Den klassischen Antisemitismus haben die Deutschen nach 1945 weitgehend eingehgt. Nun kommt er als Import zurück.

die Jahrtausendwende als Teil der europäischen Familie – und dann nicht als Vorreiter der Judeophobie, sondern als Nachzügler.

Das Zahlenbild ist seitdem sogar lichter geworden. Eine neue Umfrage meldet einen „bedeutsamen Rückgang antisemitischer Einstellungen in Deutschland“ – von 26 auf 17 Prozent. Andere Studien zeichnen ein noch rosigeres Bild: Antijüdische Attitüden seien in den einstelligen Bereich abgesunken. Im Jahrzehnt 2005 bis 2015 wurden in Frankreich und Großbritannien doppelt so viele antisemitische Gewaltvorfälle wie in Deutschland registriert, allerdings vor dem Millionenschub aus Nordafrika und Nahost. Bis 2015 lagen die Deutschen auf der Antisemitismus-Skala im Mittelbereich. Sie werden weit übertroffen von den Griechen, wo sieben von zehn Bürgern antijüdische Überzeugungen bekundeten. In Osteuropa ist der Pegel doppelt so hoch wie in Deutschland.

Der Sekundär-Antisemitismus

Eine andere indirekte Frage lautet, wie sehr sich der Lebensstil der Gruppe X von der Mehrheit unterscheidet. Also wie fremd sind sie uns? So will die Forschung Abwehr und Ausgrenzung ausloten. Nur 13 Prozent der Deutschen betrachten Juden als

Die Ironie ist nicht zu toppen: Der klassische Antisemitismus wurde in Europa erfunden. Die Deutschen haben ihn bei sich ausgetrieben. Jetzt kommt er als Import zurück.



© FEDERICO GAMBARINI/DPA/PICTURESCOM

Fremdkörper. In Osteuropa verdoppelt sich die Quote. So die Deutschen rassistisch denken, geht es nicht gegen die Juden. Muslime, Sinti/Roma und Asylbewerber liegen hier weit vorn, im Fünfzig-Prozent-Bereich. Die Juden in Deutschland haben es fast geschafft.

Ist ihr Einfluss zu groß? Diese Frage nimmt subkutan ein Urelement der Judenfeindschaft auf – die Verschwörung gegen die Mehrheit. Das glaubt laut einer jüngsten Umfrage (Friedrich-Ebert-Stiftung) gerade mal einer von zehn ganz oder teilweise; andere Studien messen leicht höhere Werte. Juden passen nicht zu uns? Fast neun von zehn verneinen das ganz bzw. überwiegend. Die Forschung zeichnet also ein freundliches Bild. Womöglich ein zu helles, unterstellt man das mächtige Tabu, das nicht unbedingt ehrliche Antworten zulässt.

Dunkler wird es, wenn „Sekundär-Antisemitismus“ nachgefragt wird, etwa: Versuchen die Juden Vorteile aus der „Vergangenheit des Dritten Reiches“ zu schlagen? Das glaubt fast jeder Dritte. Ärgern Sie sich, dass den

Deutschen noch heute die Verbrechen an den Juden vorgehalten werden? Da antwortet schon fast die Hälfte mit Ja. Ebenso viele „sind es leid, immer wieder von den deutschen Verbrechen an den Juden zu hören“. Es tut sich nicht der alte Judenhass auf, sondern das postnazistische Ressentiment gegen das Judentum und das Ausland, die den Deutschen das Kainsmal aufgedrückt hätten.

Wühlt hier das Schuldgefühl bis ins alttestamentarische siebente Glied? Zitieren wir nicht Zahlen, sondern eine hervorgehobene Stimme, die eine perfekte Spiegelung des Sekundär-Antisemitismus hergibt. In seiner Friedenspreisrede 1998 hat der Großliterat Martin Walser die abgeleitete Animosität in wohlgesetzte Worte gefasst. Er sprach von der „unvergänglichen Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird“. Er sprach von der „Instrumentalisierung“ der Schuld. Dann von der „Monumentalisierung der Schande“ durch das Berliner Holocaust-Mahnmal, ein „fußballfeldgroßer Albtraum“. Auschwitz dürfe nicht

zur „Drohroutine“ werden als „jederzeit einsetzbare Moralkeule“. In einem Nachtrag schrieb Walser 2017, „dass wir, die Deutschen, die Schuldner der Juden bleiben. Bedingungslos. Also absolut.“

Die Selbstbeziehung ist zweischneidig. Die eine Seite wäre das Sündenbekenntnis wie im Psalm 32:5, dem die Gnade folgt: „Meine Schuld verhehle ich nicht. Ich will dem Herrn meine Übertretungen bekennen. Da vergabst du mir die Schuld.“ Dagegen steht die unerträgliche Last der Schandtat. So wirft der Philister-König dem Abraham vor: „Warum hast du uns das angetan? Was habe ich dir getan, dass du über mich und mein Volk so eine schwere Schuld bringst? Das darf man nicht tun“ (Genesis 20:9). Das heißt: Die Bürde muss abgeschüttelt oder übertragen werden.

Sekundär-Antisemitismus – Schuldabwehr und Umschuldung – ist das neue Kapitel in der uralten Geschichte der Judenfeindschaft. Es ist eine abgeleitete Variante, welche die Juden bezichtigt, den Holocaust in

Die Sozialforschung unterscheidet drei Typen der Judenfeindschaft: den historischen, den Sekundär- und den israelbezogenen Antisemitismus. Die gute Nachricht vorweg: Der klassische (rassistisch-religiöse) Juden Hass ist in Deutschland gut eingezäunt.

klingende Münze und politischen Vorteil zu verwandeln. „Mach Blut zu Gut“ ist ein steinaltes Motiv, das die Juden als Monster zeichnet – wie im *Kaufmann von Venedig*, wo Shylock dem zahlungsunfähigen Antonio als Genugtuung ein tödliches Pfund Fleisch aus dem Körper schneiden will.

Der Holocaust als Geschäftsmodell ist die moderne Version: der millionenfache Mord als Macht- und Geldquelle für die Überlebenden. „There is no business like Shoah business“, lautet die bitter-ironische Sottise, die Israels früherem Außenminister Abba Eban zugeschrieben wird. Theodor Adorno sprach vom „Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz“.

Der israelbezogene Antisemitismus

Auch hier gibt es in Wahrheit nichts Neues unter der Sonne. Thomas Hobbes, ein Urvater des politischen Realismus, lehrt im *Leviathan*: „Einen Menschen mehr verletzt zu haben, als er wiedergutmachen könnte oder wollte, reizt den Übeltäter zum Hass gegen sein Opfer, denn er kann nur Rache oder Verzeihung erwarten, und beides ist ihm ein Gräuel.“ Denn wer vergibt, der hat die Macht.

Diese Sorte der Schuldbewältigung nennen die Forscher „israelbezogenen Antisemitismus“. Vier von zehn können es angesichts der „israelischen Politik gut verstehen, dass man etwas gegen die Juden hat“ – notabene gegen die Juden, nicht die Israelis. Ebenso viele glauben, dass Israel einen „Vernichtungskrieg“ gegen die Palästinenser führe – wie einst Nazideutschland gegen die Sowjets. Das Warschauer Ghetto wird mit Gaza gleichgesetzt, als hätte die SS weiland das Ghetto plattgemacht, weil von dort aus deutsche Städte mit Raketen beschossen wurden – so wie die Hamas tatsächlich israelische Städte beschießt. Mehr als ein Viertel meint: Was Israel mit den Palästinensern macht, sei nichts an-

ders als das, was die Nazis den Juden angetan hatten. Also die „Endlösung zwei“, aber diesmal mit den Überlebenden als Tätern und den Palästinensern als Opfern.

Die anderen Opfer seien die Deutschen. Der frühere Arbeitsminister Norbert Blüm (CDU): „Wenn die deutsche Vergangenheit dazu benutzt wird, uns jede Kritik (an Israel) zu verbieten, dann wäre die deutsche Schuld mit (einem) Denkverbot verbunden.“ Eine übliche Floskel lautet: „Kritik an Israel ist doch kein Antisemitismus.“ Oder: „Wir lassen uns nicht das Maul verbieten.“ Dazu wieder Blüm: „Der Vorwurf des Antisemitismus wird auch als Knüppel benutzt“, um Kritik an Israel zu verhindern. Hier wird ein Pappkamerad aufgestellt. Selbstverständlich ist Kritik nicht Judeophobie, ein Kritikverbot gibt es nicht. Im Gegenteil. Das Gros der deutschen Medien liefert seit Jahrzehnten „Israelkritik“, die von belehrend bis feindselig reicht. Antisemitismus ist out, Israelkritik ist in.

Auf die emotionale Ladung kommt es an. Sätze wie „Israel nutzt unverhältnismäßige Gewalt“ oder „Die Siedlungen gefährden den Friedensprozess“ mögen richtig oder falsch sein; sie transportieren weder Israel- noch Judenfeindschaft. „Vernichtungskrieg“ ist eine andere Kategorie. Das Wort diffamiert und dämonisiert, um im nächsten Zug Selbstentlastung und moralische Überlegenheit zu plakatieren. Etwa so: Die Israelis machen genau das, was wir getan, aber aufrichtig bereut haben. Blüm fragte, ob ein Deutscher nach Auschwitz überhaupt so reden dürfe, und antwortete: „Gerade deshalb.“ Die Wiedergutgewordenen müssen den Wiederholungstätern Besserung abfordern. Sie bezeugen Läuterung in der Rolle des Therapeuten und sittlichen Wegweisers.

Der israelbezogene Antisemitismus ist nicht *the real thing*, die echte Münze. Er ist wie in der Finanzwelt ein

„Derivat“ der Vergangenheitsbewältigung, das als Rendite die Erlösung von der vererbten Schuld verheißt. Dennoch: Das Antisemitismus-Verbot haben sich die Deutschen – anders als Blüm und Grass wähten – selber auferlegt. Es hält bis heute. Dass es auch moralische Selbsterhöhung gebiert, ist Teil des Geschäfts, muss es sein angesichts einer Bürde, die nunmehr in der dritten Generation scheuert. Warum eigentlich, nach 70 Jahren liberaldemokratischer Tugend?

Gaza – Ghetto, Israelis – Nazis: Wie tief sitzt die Kopplung in der deutschen Seele? Die gute Nachricht: Eine knappe Hälfte der Befragten teilt diese Meinung „überhaupt nicht“; dazu kommt noch ein Viertel, das „eher nicht“ an die Gleichsetzung Israelis – Nazis glaubt. Das hat eine neue Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung herausgefunden.

Was ist dann mit jenem Syrer, der in Berlin einen Kippa-Träger mit seinem Gürtel verprügelt hat? Systematische Erhebungen wie seit Jahrzehnten unter „Bio-Deutschen“ fehlen noch. Aber isolierte Daten lassen ahnen, dass geduldige Sozialisierungsarbeit ansteht. In Westeuropa glauben (2013) sechsmal mehr Muslime als Christen, man könne „Juden nicht trauen“. Eine bayerische Studie (2017) berichtet, sieben von zehn Syrern und Irakern seien ganz oder teilweise davon überzeugt, dass die „Juden zu viel Einfluss in der Welt“ hätten.

Die Ironie ist nicht zu toppen: Der klassische Antisemitismus wurde in Europa erfunden. Die Deutschen haben ihn bei sich ausgetrieben. Jetzt kommt er als Import zurück. *nu*

Dieser Beitrag erschien in der ZEIT Nr. 18/2018 und beruht auf dem Buch des Autors „Der gute Deutsche“, das im Frühjahr auf den Markt kommt.

© PETER RIGAUD



Antisemitische Phänomene – eine sachliche Analyse ist nötig

VON MARTIN ENGELBERG

Es vergeht fast kein Tag mehr, an dem das Thema Antisemitismus nicht auftaucht. In ganz unterschiedlichen Zusammenhängen und mit ganz verschiedenen – lauterer und unlauterer – Motiven. Dazu herrscht eine völlig verwirrende, undurchsichtige und oft widersprüchliche Daten- und Faktenlage.

Das IKG-nahe Forum gegen Antisemitismus gibt jährlich einen Bericht heraus. Dieser wird dann vom Präsidenten der IKG präsentiert und macht jeweils Schlagzeilen: Im Jahr 2015 wurde eine starke Zunahme antisemitischer Zwischenfälle registriert, im Jahr 2016 ein dramatischer Anstieg konstatiert und 2017 wurde das alles mit der Meldung getoppt, die neuen Höchstzahlen seien alarmierend. Bei näherer Betrachtung sind diese Berichte völlig wertlos: Die Zahlen sind fragwürdig und zufällig, die Kategorien wurden immer wieder verändert, die Zählung antisemitischer Postings in sozialen Medien ist überhaupt völlig erratisch, die Zuordnung zu politisch rechts, links oder muslimisch sowieso.

Auf Initiative des damaligen Außen- und Integrationsministers Sebastian Kurz hat die österreichische Bundesregierung im Jahr 2017 als eines der ersten Länder die Antisemitismus-Definition der „International Holocaust Remembrance Alliance“ angenommen. Ein vielbeachteter Schritt, der auch vom IKG-Präsidenten als „Meilenstein im Kampf gegen Antisemitismus“ bezeichnet wurde. Dazu

kommt die Tatsache, dass die derzeitige Bundesregierung sich in noch nie dagewesener Deutlichkeit in ihrer Regierungserklärung dazu verpflichtet hat, jede Form von Antisemitismus zu bekämpfen.

Gibt es in Österreich tätliche Übergriffe gegen Juden? Die Zahlen in besagtem Antisemitismus-Bericht schwanken – ohne irgendeinen Trend – zwischen null und zehn, wobei sich auch noch über die Einstufung der Fälle als „tätlich“ streiten lässt. Wie schwierig die Unterscheidung ist, zeigte der Zwischenfall im vergangenen Sommer, als ein türkisch-stämmiger Mann mehrere Personen, darunter auch Juden, attackierte. Jedenfalls leben wir hier in Österreich diesbezüglich auf einer Insel der Seligen. Kein Vergleich zu Städten wie Paris, Brüssel, Malmö oder Berlin.

Randphänomen

In seiner Übersicht über die diversen aktuellen Antisemitismus-Studien schreibt Josef Joffe in dieser Ausgabe von **nu**, dass neue Umfragen einen bedeutsamen Rückgang antisemitischer Einstellungen in Deutschland meldeten. Das wird in Österreich ähnlich sein. Der „klassische“ Antisemitismus ist nicht verschwunden, aber zu einem Randphänomen geworden.

Andererseits zeigen Umfragen einen dramatisch hohen Anteil von 60% Antisemiten unter Moslems. Und schließlich war der Terror der Islamisten, zumindest anfänglich, zur Gänze gegen Juden gerichtet gewesen. Was heißt das für Österreich? Ich bringe es gern auf folgenden Punkt: Gäbe es die Bedrohung durch den islamistischen

Terror nicht, könnten wir die überaus aufwendige Bewachung der jüdischen Einrichtungen in Österreich sofort einstellen. Es gibt hierzulande keine antisemitischen, neonazistischen oder sonstigen rechtsextremen Gruppen, vor denen wir uns zu fürchten hätten.

Anders jedoch die Situation in sozialen Netzwerken. Vor kurzem präsentierte eine deutsche Antisemitismus-Forscherin eine Studie, die alarmierend feststellte: Judenfeindliche Kommentare fänden sich in Blogs, auf Youtube, Ratgeberportalen, Online-Buchläden und in Kommentarbereichen. Diese Entwicklung im Virtuellen geht mit wachsendem Unbehagen der jüdischen Gemeinschaft in der realen Welt einher.

Die im vergangenen Sommer in Österreich kurz aufgeflammete Diskussion um das Schächten war exemplarisch: Da profilierten sich einerseits Politiker aller Couleurs und bedienten gewisse Wählerschichten in deren Vorurteilen gegenüber den „Andersartigen“. Damit streiften diese tatsächlich gefährlich nahe an Antisemitismus und Moslem-Feindlichkeit an. Andererseits wurde die Diskussion auch sogleich von einer anti-antisemitischen Empörungsmaschinerie fast lustvoll aufgegriffen, um sie für parteipolitische Zwecke und eine Hetze gegen die derzeitige Regierung zu missbrauchen.

Es ist hoch an der Zeit für eine sachliche und nicht parteipolitisch kontaminierte Analyse der unterschiedlichen antisemitischen Phänomene, auf Basis derer ganz gezielt weitere Maßnahmen zu setzen sind. *nu*



© CRIF

Francis Kalifat: „In Frankreich kann man heute nicht mehr von einem Antisemitismus sprechen.“

Harte Strafen gegen Antisemitismus

NU: Monsieur Kalifat, Sie stehen seit etwas mehr als zwei Jahren an der Spitze des CRIF. Es waren zwei schwierige Jahre für Frankreich. Wie haben Sie sie erlebt?

Kalifat: Diese Präsidentschaft war von Antisemitismus und Terrorismus geprägt, und ich erwähne bewusst zuerst den Antisemitismus, denn der Terrorismus hat auch die Juden zur Zielscheibe gemacht, nicht nur die Juden, aber er hat mit den Juden angefangen. In Frankreich sind wieder Juden ermordet worden, nur weil sie Juden waren. Aber es gab auch positive Ereignisse, die diese beiden Jahre geprägt haben: Zwischen Frankreich und Israel wurden die Wirtschafts-

Seit den Terroranschlägen 2015 steigt in der jüdischen Gemeinde Frankreichs – mit etwa einer halben Million Mitgliedern die größte in Europa – die Angst vor antisemitischen Übergriffen. Die Attacken richten sich nicht mehr nur gegen Synagogen, sondern gegen Juden selbst. Francis Kalifat ist seit zwei Jahren Präsident des CRIF, des Dachverbands der jüdischen Organisationen Frankreichs. Eva Twaroch hat mit ihm über die Situation in Frankreich gesprochen.

beziehungen verstärkt; und auch die Präsenz des israelischen Staates in Frankreich, wie zum Beispiel im Sicherheitsbereich, wo Israel seine Expertise und Erfahrung einbringt –

nicht nur in Frankreich übrigens, sondern in ganz Europa.

In Frankreich spricht man seit 25 Jahren in regelmäßigen Abständen vom „neuen

Ich glaube, dass diese Regierung – so wie auch die vorangegangene – alles für unsere Sicherheit tut. Es gibt auch einen eigenen Budgetposten für Sicherheitsmaßnahmen rund um jüdische Gebäude und Einrichtungen.

Antisemitismus“. Wie definieren sie den Antisemitismus, der heute in Frankreich herrscht?

In Frankreich kann man heute nicht mehr von *einem* Antisemitismus sprechen, er hat mehrere Gesichter, nimmt mehrere Formen an, kommt aus unterschiedlichen Richtungen. Wir haben selbstverständlich in Frankreich immer noch den traditionellen Antisemitismus der extremen Rechten, so wie wir ihn immer gekannt haben. Er ist immer noch präsent, und wir müssen gegenüber der extremen Rechten sehr wachsam sein. Darüber hinaus haben wir aber auch einen neuen Antisemitismus, der sich hinter einem Antizionismus versteckt, bei dem der Hass auf Israel den Hass auf die Juden ausdrückt. Er kommt vielfach von der extremen Linken, die beispielsweise extrem linke Aktivisten unterstützt. Und dann gibt es den religiösen Antisemitismus muslimischen Ursprungs, der großen Schaden anrichtet. Es ist dieser Antisemitismus, der zu einem „alltäglichen Antisemitismus“ geführt hat, wie ich es nenne. Wir sehen das in einigen Vierteln rund um Paris, wo die jüdische Gemeinde in eine Art inneres Exil geht, wo Menschen das Viertel, in dem sie geboren sind, in dem sie arbeiten und ihre Synagogen aufgebaut haben, verlassen, um in ruhigere Gegenden zu ziehen, weil sie im Alltag mit Antisemitismus konfrontiert sind. Das ist kein gewaltvoller Antisemitismus, aber es sind Blicke, es sind beschmierte Stiegenhäuser, Postkästen oder Autos; diese kleinen Aggressionen machen das Leben unmöglich, es sind auch kleine Pöbeleien, selbst gegenüber Kindern, die eine Kippa tragen. Das führt eben zu einer Art innerem Exil, und das ist für uns sehr besorgniserregend.

So wie Sie sprechen mehrere Vertreter der jüdischen Gemeinde von einem Wiederaufflammen des Antisemitismus

in Frankreich. Und doch zeigen die Statistiken, dass die Anzahl der antisemitischen Übergriffe nach einem Hoch 2015 nun zurückgeht. Besteht da nicht ein Widerspruch?

Auch wenn die Zahlen zurückgehen, sind sie immer noch viel zu hoch! Die Realität, das sind nicht die Zahlen. Wir wissen, dass viele keine Anzeige erstatten, weil sie meinen, dass es eh nichts bringt, weil die Täter ohnedies nicht gefunden oder nicht ausreichend bestraft werden. Und dann gibt es dieses Phänomen der Relativierung. Wenn Menschen in Frankreich umgebracht werden, weil sie Juden sind, dann findet man es nicht passend, Anzeige zu erstatten, weil man beschimpft wurde. Dazu kommt noch, dass sich ein Teil des Antisemitismus ins Internet verlagert hat, und dieser Teil ist schwer messbar. Deswegen habe ich nun im CRIF eine Beobachtermission eingerichtet, die sich mit dem Hass im Internet auseinandersetzt und die Situation erfassen und evaluieren soll.

Sie sprechen vom Antisemitismus der extremen Rechten und dem Antisemitismus der extremen Linken. Das erinnert zwangsläufig an die Affäre rund um den in Paris vom CRIF organisierten Gedenkmarsch für die aus antisemitischen Motiven ermordete Mireille Knoll. Sie hatten erklärt, dass Marine le Pen, die Chefin des rechtsextremen „Front National“, und Jean-Luc Melenchon, der Parteichef der linksextremen „France Insoumise“, nicht willkommen sind. Das wurde von vielen Seiten, auch von Regierungsgliedern, kritisiert, auch der Sohn des Opfers hat sich davon distanziert. Wie sehen Sie das heute?

Wenn es noch einmal zu machen wäre, würde ich es genau so wieder machen, ganz genau so! Der Kampf gegen den Antisemitismus ist kein Kampf, den man à la carte führen kann. Wir wussten, dass ihr Wunsch,

dabei zu sein, kein ehrlicher Wunsch war. Und um ganz genau zu sein: Ich habe ihnen nicht verboten, auf die Straße zu gehen, diese Macht habe ich auch gar nicht. Aber ich habe ihnen gesagt, dass ihre Anwesenheit nicht erwünscht ist. Sie wollten trotzdem kommen, und sie haben das Ergebnis gesehen: Die Menschen, die da waren, wollten sie nicht dabei haben und haben sie ausgeschlossen. Also glaube ich, dass ich Recht hatte. Ich war also nicht im Einklang mit der „Medien-Intelligenzija“, aber im Einklang mit einem großen Teil derer, die den Antisemitismus erleiden und jenen, die ihn ehrlich bekämpfen – ich darf daran erinnern, dass 30.000 Menschen an dieser Demonstration gegen den Antisemitismus in den Straßen von Paris teilgenommen haben, und das gab es seit sehr, sehr langem nicht.

Sie haben seit Ihrem Amtsantritt mehrmals den französischen Innenminister getroffen. Haben Sie das Gefühl, dass die Sorgen und auch Ängste der jüdischen Gemeinde heute verstanden werden und genug unternommen wird, um sie zu schützen?

Ich glaube, dass diese Regierung – so wie auch die vorangegangene – alles für unsere Sicherheit tut. Es gibt auch einen eigenen Budgetposten für Sicherheitsmaßnahmen rund um jüdische Gebäude und Einrichtungen. Diesbezüglich gibt es also keine Probleme. Ich glaube auch, dass es ein Bewusstsein dafür gibt, dass der Kampf gegen den Antisemitismus nicht nur die Juden, sondern ganz Frankreich angeht. Was wir nun erwarten, ist, dass über Absichtserklärungen und auch die klare Verurteilung antisemitischer Übergriffe hinaus konkrete Taten gesetzt werden. Ich denke da an das Strafrecht – nur harte und abschreckende Strafen können langfristig dazu beitragen, dass der Antisemitismus zurückgeht.

nu

Judenfeindlichkeit gehört zum guten Ton

Antisemitismus ist in Deutschland tief verwurzelt – vor allem in muslimischen Communitys. Frust und fehlende Vorbilder lassen dort eigene Wahrheiten entstehen.

VON AHMET TOPRAK

In Berlin haben hunderte Menschen gegen die Entscheidung von Donald Trump protestiert, Jerusalem als Hauptstadt Israels anzuerkennen. Die Provokation durch den US-Präsidenten hat bei vielen Muslimen Wut und Aggressionen ausgelöst. So große, dass einige von ihnen antisemitische Phrasen brüllten und israelische Flaggen verbrannten. Die Demonstranten hinterließen damit nicht nur Entsetzen, sondern auch Fragen.

Warum zünden zum Beispiel türkische Nationalisten Fahnen vor dem Brandenburger Tor an, wenn der Konflikt um Jerusalem – naiv und vereinfacht betrachtet – eine israelisch-palästinensische Auseinandersetzung ist? Warum beleidigt man sich in aggressivem Tonfall, anstatt sachliche Kritik zu äußern? Und warum besetzen Muslime, die in der Regel dafür kritisiert werden, gegen Attentate von Islamisten nicht entschieden zu demonstrieren, im Handumdrehen den Pariser Platz, obwohl in der deutschen Öffentlichkeit doch angenommen wird, dass sie apolitisch sind? Diesen komplexen Fragen möchte ich mich anhand von drei Thesen nähern.

Antisemitismus ist in Deutschland tief verankert

Nach den Protesten in Berlin sind schnell wieder junge arabische Männer in den Fokus geraten, die in der Tat bei den Protesten am Brandenburger Tor antisemitische Parolen von sich gegeben und sämtliche Klischees me-

dienwirksam erfüllt haben, die über Muslime im Umlauf sind. Dabei ist Antisemitismus in Deutschland so tief verankert, dass der Blick viel weiter sein muss. Denn Judenfeindlichkeit herrscht bereits seit Jahrzehnten auch unter deutschen Muslimen. Das Problem ist also so alt, dass nicht erst Flüchtlinge den Antisemitismus nach Deutschland transportiert haben können.

In manchen muslimischen Milieus gehört der Antisemitismus zum guten Ton. Klischees, die Juden als geizige und gierige Geschäftsleute darstellen, kursieren in vielen Familien. Dabei sind reale Kontakte zu Juden und dem jüdischen Leben entweder gar nicht oder nur rudimentär vorhanden. Die Vorurteile über Juden und jüdisches Leben werden unreflektiert, unterstützt durch Medien, von Generation zu Generation weitergegeben, ohne sich je mit dem Thema sachlich auseinandergesetzt zu haben. Reflexion und kritisches Hinterfragen werden in konservativen muslimischen Netzwerken nicht gefördert. Dadurch übernehmen Heranwachsende unhinterfragt vermeintliche Wahrheiten über Juden und deren Lebensweisen. Das Ergebnis sind eigene Wahrheiten, die mit den Lebenswelten der Juden nur wenig gemein haben.

Identifikation mit Palästinensern

Es gibt viele Untersuchungen, die nachweisen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund, insbesondere aber Muslime, Diskriminierungen, Benachteiligungen und Stigmatisierungen in Deutschland ausgesetzt sind.

Hinzu kommt, dass junge Muslime sich in ihrer kulturellen Verortung häufig nur als hybrid empfinden. Sie fühlen sich also halb deutsch und halb muslimisch. Wenn sie in ihrem Leben dann weder als Deutsche noch als Muslime Anerkennung erfahren, kann sich bei ihnen ein Identitätsdilemma ergeben. Als Konsequenz daraus kann ein Assimilierungsdruck entstehen, der einerseits die Normen, Werte und kulturellen Orientierungen der Elterngeneration in den Hintergrund rückt und andererseits die Anerkennung in der Mehrheitsgesellschaft blockiert.

Aus diesem Spannungsverhältnis heraus kann es zur Bildung einer negativen Identität kommen: Minderwertigkeitsgefühle werden zu einem schlechten Selbstbild verinnerlicht und abweichendes Verhalten – wie etwa das Verbrennen von Israel-Fahnen – wird zur Lösungsstrategie eines bewussten oder unbewussten Identitätskonfliktes. Im Zweifelsfall neigen Betroffene dazu, sich mit den Schwachen, in diesem Fall mit den Palästinensern, die sie stellvertretend für alle Muslime sehen, zu solidarisieren.

Wohin diese Form des Identitätsmanagements bei Menschen mit Migrationshintergrund führt, ist nicht direkt vorherzusehen. Eine Möglichkeit hat sich nun aber vor dem Brandenburger Tor gezeigt: Dort sind Jugendliche auf Gleichgesinnte getroffen und haben ein gemeinsames Feindbild entwickelt. Plötzlich demonstrierten türkische Nationalisten, arabische Jugendliche und junge Palästinenser Seite an Seite, obwohl sie sich im normalen Alltag wenig zu sagen haben.

Es gibt kaum ein muslimisch geprägtes Land, in dem Demokratie ansatzweise etabliert ist – auch in



© PAUL LANGROCK/LAIF/PICTUREDESK.COM

Klischees, die Juden als geizige und gierige Geschäftsleute darstellen, kursieren in vielen Familien. Dabei sind reale Kontakte zu Juden und dem jüdischen Leben entweder gar nicht oder nur rudimentär vorhanden.

der Türkei nicht. Traditionell wird in solchen Ländern die Welt in Gut und Böse, in Gläubige und Ungläubige, in Falsch und Richtig aufgeteilt. Widersprüche, Differenzierungen oder Schattierungen sind selten vorgesehen. Für aufgeklärte Gesellschaften und Demokratien, die auf Differenzierung und Vielfalt setzen, klingt das einfach und eindimensional. Aber für viele Menschen, in erster Linie für Jugendliche mit wenig Selbstwertgefühl und sozialer Anerkennung, kann das attraktiv sein, weil es Individuen die Last abnimmt, Dinge zu hinterfragen und auszuhandeln – ein Prozess, der viele Menschen immer wieder überfordert.

Was ist zu tun?

Dass antisemitische Verhaltensweisen in Verbindung mit den oben genannten Lebensbedingungen stehen und dabei vor allem die Jugendphase eine Rolle spielt, macht auch Hoffnung. Denn solche Entwicklungen lassen sich durch pädagogische und politische Mittel durchaus beheben. Unabhängig davon, wie irrational, provozierend und unerträglich gewisse Äußerungen und Aktionen sein mögen – sie müssen aufgearbeitet werden. Bloße Antihaltungen dekonstruieren diese Weltsicht nicht, im Gegenteil, sie verstärken sie. Falsche, festgefahrene Sichtweisen können durch politische und pädagogische Mechanismen nur

in Auseinandersetzung und Austausch verändert werden.

Je stärker junge Menschen sich in radikalisierten oder antisemitistischen Szenen bewegen, umso schwieriger wird es, sie wieder für andere Sichtweisen zu gewinnen. Deshalb ist es von so entscheidender Bedeutung, systematisch bereits auf die ersten Anzeichen von Antisemitismus zu reagieren und Gegenangebote zu machen. Diese können in Jugendzentren, Kultur- und Sportvereinen, aber auch in politischen Stiftungen stattfinden. Umso besser, wenn sie von muslimischen Netzwerken geleitet werden, die den Menschen als Vorbild dienen und Antisemitismus ablehnen. *nu*

Neue Blicke auf Shylock



„Der Kaufmann von Venedig“ von William Shakespeare:
Anja Herden,
Sebastian Pass,
Rainer Galke

© WWW.LUISPUMA.COM/VOLKSTHEATER

Zur Premiere von Shakespeares als antisemitisch in Verruf geratenem Stück „Der Kaufmann von Venedig“.

VON ANDREA SCHURIAN

Muss das sein? Viele finden, dass nein. Sie wollen Shakespeares *Kaufmann von Venedig* nicht mehr sehen. Nicht wegen des titelgebenden venezianischen Kaufmanns Antonio, sondern wegen der Figur des jüdischen Geldverleihers Shylock, der nur allzu oft als Inkarnation antisemitischer Klischees und Stereotypen auf die Bühne gebracht wurde – und deshalb soll das Stück in der Senkgrube des Vergessens verschwinden. Ich glaube das nicht. Anna Badora, Direktorin des Wiener Volkstheaters, glaubt das auch

nicht. Weshalb sie die Tragikomödie nicht nur auf den Spielplan gesetzt, sondern auch selbst die Regie dafür übernommen hat.

„Das Stück verschwinden zu lassen, bestimmte Themen und gesellschaftliche Stimmungen, die ja leider unzweifelhaft da sind, einfach zu verschweigen, halte ich generell für den falschen Weg“, sagt Badora mit Nachdruck. Antisemitismus werde nicht nur durch muslimische Migranten importiert: „Er war nie richtig weg. Durch Verschweigen verschwindet das Denken in den

Ja, das Stück ist eine Herausforderung, die Gefahr einer antisemitischen Deutung groß, keine Frage. Aber Shakespeare, dieses wortgewaltige Jahrtausendgenie, hat keine eindimensional deutbaren Stücke geschrieben.

Köpfen nicht.“ Die Wahlergebnisse (nicht nur) in Europa sprechen diesbezüglich eine deutliche Sprache, antisemitische Terroranschläge, Mordversuche, nicht zu vergessen burschenherrliche Lieder, unentschuld bare verbale Entgleisungen.

Ja, das Stück ist eine Herausforderung, die Gefahr einer antisemitischen Deutung groß, keine Frage. Aber Shakespeare, dieses wortgewaltige Jahrtausendgenie, hat keine eindimensional deutbaren Stücke geschrieben. Er hat seinen Zeitgenossen – dem Volk, den Ausgebeuteten, Verratenen, den Säufnern, Spielern, Bauern ebenso wie den Mächtigen, den Königen, Adligen, den Schönen und Reichen – ins Herz und aufs Maul geschaut und das, was er zu sehen und hören bekam – das Böse wie das Gute menschlichen Handelns, Denkens, Fühlens und Sprechens – zu Theaterliteratur verdichtet. Seit Generationen erforschen Regisseure, Anglisten, Literatur- und Theaterwissenschaftler die Ab- und Hintergründigkeit der Shakespeare-Dramen, Generationen werden es noch tun.

Kritische Überprüfung

Obwohl er es für ein „antisemitisches Stück mit einer missratenen Figur“ erachtete, nahm Peter Zadek, der große jüdische Theatermagier, den *Kaufmann* insgesamt fünf Mal im wahrsten Sinn des Wortes in die Mangel, drehte und wendete ihn, regte zum entsetzten Nachdenken, zur wachsamen Selbstreflexion, zur kritischen Überprüfung eigener stereotyper Vorurteile an. Den Wienerinnen und Wienern ist gewiss noch Zadeks Burgtheater-Inszenierung mit Gert Voss als Shylock in Erinnerung: Voss spielte einen smarten Managertyp im slimfitten Anzug, der die Kränkungen, Verächtlichmachungen, sozialen Zu-

rückweisungen durch die angeblich bessere venezianische Gesellschaft scheinbar ungerührt wegsteckt, aber unter dessen unterkühlter Oberfläche nur allzu verständliche, mühsam gebändigte Wut brodelte.

Wir hier, dort die anderen

Und so gibt es eben auch andere, die Mehrheitsgesellschaft entlarvende, unbedingt erzählenswerte Sichtweisen: die des Fremdenhasses; des mehrheitsfähigen Wir-Gefühls, das alle Ängste inkludiert, alle anderen und alles andere hingegen gnadenlos ausschließt. Wenn dieses Stück etwas wie unter Brennglas (und leider immer noch gültig) bloßlegt, dann die von eitlen Stolz und dummen Vorurteilen geprägten Angstfantasien, die eine sich im rechten Glauben wahnende Mehrheit auf eine – in diesem Falle: jüdische – Minderheit projiziert. Shylock ist die Inkarnation all dieser Projektionen. Wir hier, dort die anderen, die Fremden, die gebraucht – und missbraucht werden. Die nützlich sind, aber in einer Welt voller Ressentiments nicht geschätzt werden für ihre Dienste, die sie für uns erbringen. Und deren Kinder, wie Shylocks Tochter Jessica, nur zu gern Kultur und Zugehörigkeit wechseln würden.

Es gibt aber auch die durch populistische Welterklärungsmodelle befeuerte Betrachtungsmöglichkeit: Hier die fleißigen und braven Bürger, die vom schnellen, großen Geld träumen und die mit simplen Parolen gegen eine intellektuelle, politische, künstlerische, finanzkräftige Elite aufgebracht werden. Stichwort: George Soros. Und: stichhaltige Gerüchte.

Diesen differenzierten Blick, diese Zuschreibungen, Vorurteile, Angstprojektionen, all diese aus Dummheit

und Unwissenheit gespeisten Fantasien thematisiert und seziert Regisseurin Badora in ihrer Inszenierung mit einem ebenso überraschenden wie klugen Kunstgriff: Sie stellt das Publikum vor der Vorführung vor die (Selbsterkenntnis fördernde) Wahl, welchen Shylock es denn sehen will: den geld- und blutgierigen Wucherer, der allen antisemitischen Klischees entspricht (ihn spielt Sebastian Pass, der außerdem die Rolle des Antisemiten Gobo einstudiert hat); den kühlen, erfolgreichen Banker (verkörpert von Rainer Galke, der aber, sollte ein anderer als „sein“ Shylock gewählt werden, den Kaufmann Antonio spielt) oder eine weibliche, schwarze Version von Shylock (dargestellt von Anja Herden, die im Falle ihrer Nicht-Wahl die Portia gibt). Gerade auch diese letztgenannte Variante legt so ziemlich alle Vorurteile frei: Darf eine schwarze, junge Frau erfolgreich sein und klüger als die spielsüchtigen Geschäftspartner? Darf diese „black magic woman“ zumindest ebenso skrupellos und verstörend gewinnorientiert agieren wie eine ihr Geld im Casino verzockende, arrogante, männliche, weiße Spießgesellschaft?

„Wenn nicht das Theater, wer sonst sollte Unaussprechliches aussprechen, sicher geglaubte Wahrheiten hinterfragen, den Mainstream provozieren, spielerisch und probeweise unkorrekt sein, totgeschwiegene Themen unter dem Teppich hervorkramen und damit die eigene Meinung auf den Prüfstand der öffentlichen Auseinandersetzung stellen?“, fragt Anna Badora zu Recht.

Und, ja, es wird ziemlich spannend und aufschlussreich sein, welcher Shylock vom Publikum am häufigsten gewünscht wurde.

nu

„Haut's die Juden eini“



VON MICHAEL REINPRECHT

Auch wenn es heute in den oberen Ligen oder den Nationalteams sehr wenige – sagen wir – Fußballer mit jüdischen Wurzeln gibt, sind antisemitische Pöbeleien in Stadien verbreitet. Und diese kommen problemlos auch ohne Juden aus. Es ist der österreichische Europaabgeordnete Heinz K. Becker – seit Jahren engagiert im Kampf gegen den Antisemitismus und Vorsitzender der Arbeitsgruppe gegen Antisemitismus im europäischen Parlament, der die Initiative „Football unites – Racism divides“ gestartet hat. „Rassismus und Antisemitismus ziehen den Fußball in den Schmutz. Mit hirnerbrannten Gesängen, depperten Sprüchen von manchen Spielern und dem ganzen Mist muss Schluss sein“, so Becker.

Mehr als 150 Teilnehmer – Europapolitiker, Sportfunktionäre, Journalisten und Vertreter der Zivilgesellschaft – hatten sich Ende Mai im Europaparlament in Brüssel versammelt, um Rassismus und Antisemitismus in den Sportarenen „die rote Karte zu zeigen“. Ziel sei es, so die Konferenz, eine Null-Toleranz-Politik bei Diskriminierung jeglicher Art durchzusetzen. „Wir wollen Vielfalt und gegenseitigen Respekt unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, sexueller Orientierung und Religion“,

In der Anonymität der Masse ist es für viele Zeitgenossen einfacher, aus ihren Herzen eine „Rassismusgrube“ zu machen, als im direkten Gespräch. Ergänzend zu Programmen der FIFA oder engagierten Vereinen hat das Europäische Parlament daher noch vor der Fußball-WM eine Initiative gesetzt: „Football unites – Racism divides“.

wurde seitens der Organisatoren betont.

Konkrete Aktionen gegen Antisemitismus und Rassismus im Sport sollen in zwei Richtungen gehen: Bildung und Information. So organisiert z.B. der Fußballclub Borussia Dortmund Bildungsreisen nach Auschwitz für Fans, Ordner, Angestellte und Spieler. Andere Vereine bieten Infoabende und Seminare zum Thema Holocaust an. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von Sensibilisierungskampagnen: der britische Club Chelsea United hat eine neue Initiative angekündigt: Er will in Zusammenarbeit mit Partnern wie dem Maccabi GB, dem Holocaust Educational Trust und dem Anne Frank House Spieler wie Fans gleichermaßen über das Übel des Antisemitismus im Fußball aufklären.

Dies wäre auch hierzulande bitter nötig, wie eine Untersuchung über Antisemitismus im österreichischen Fußball belegt. Und dies nicht nur bei Spielen heimischer Vereine gegen israelische Mannschaften – wie beim

Qualifikationsmatch für die Champions League 2009 von Red Bull Salzburg gegen Maccabi Haifa: „Wer nicht hüpft, der ist ein Jude“, war da von den Zuschauerrängen zu vernehmen. Dies erinnert an die antisemitischen Tiraden und Störaktionen während des Spiels Ungarn gegen die israelische Nationalmannschaft Mitte August 2012: von „Viva Mussolini“ über „Buchenwald“ bis zu „dreckige Juden“ waren lautstarke Sprüche von einem „ganzen Haufen“ ungarischer Fans zu vernehmen, wie der ungarische Privatsender ATV berichtete. Palästinensische und iranische Fahnen wurden geschwenkt. Die ungarische Elf hatte damals trotz dieser „depperten Sprüche“ (Heinz K. Becker) nicht gewinnen können – die beiden Nationalteams trennten sich 1:1.

Weit über blöde Sprüche hinaus waren antisemitische Schmähungen bei Spielen zwischen den Wiener Mannschaften der Traditionsvereine Rapid und Austria Wien gegangen: Da die Austria – historisch betrachtet – aus dem bürgerlichen, teils jüdischen

Milieu hervorgegangen ist, wird diese auch heute noch regelmäßig Opfer antisemitischer Parolen: „Haut's die Juden ein!“ heißt es dann von den Rängen der Rapid-Anhänger. Und das spielt nicht in den dunklen dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Sondern zum Beispiel im Mai 2017. Da hatten die Amateure der Austria gegen die Rapidler in der Regionalliga-Ost mit 2:1 die Oberhand behalten – und die wackeren Rapidfans bedachten die Spieler der gegnerischen Mannschaft nach Spielende mit „Judenschweine“-Gebrüll. In einer E-Mail an den *Standard*, der in seiner Online-Ausgabe über den Vorfall berichtet hatte, zeigte sich die Vereinsleitung von Rapid entsetzt über das inakzeptable Verhalten der Fangemeinde: „Unsere Ursprünge in der Arbeiterbewegung verpflichten uns insbesondere, sozial Benachteiligte zu unterstützen. Jene Personen, die am Dienstag ihre antisemitischen Sprechchöre artikuliert haben, haben nicht zuletzt die Werte und das Leitbild des SK Rapid mit Füßen getreten.“ Und ein Facebook-Nutzer hatte hinzugefügt: „Judenschweine“-Rufe nach Spielende. Es tut so weh ... und kommt so wenig überraschend.“

Antisemitismus ohne Juden

„Dieses Phänomen, jüdenfeindliche, antisemitische Ausdrucksformen gegen den jeweiligen spielerischen Gegner zu gebrauchen“, schreibt Judith Götz in ihrer Studie (September 2013) für fußball-gegen-nazis.de, „zielt durch die mit antisemitischen Stereotypen verbundenen Konnotationen auf die prinzipielle Abwertung“ der gegnerischen Spieler oder des Schiedsrichters ab. Gerade in der Welt des Fußballs, so die Studie weiter, wäre Antisemitismus als ein System von Welterklärungsmustern zu verstehen, „in welchem Juden als Projektionsfläche der eigenen Paranoia dienen“.

Dass internationale Sportwettkämpfe patriotische Gefühle wecken,

ist nicht sonderlich überraschend. Der gelernte Österreicher kennt dies ja auch vom Skisport bestens. Wenn es allerdings ausartet und über dosierte nationale Gefühle hinausgeht, wird es inakzeptabel: „Za dom spremni“ (fürs Vaterland bereit) hieß der Wahlspruch der faschistischen kroatischen Ustascha-Bewegung. Enthalten ist es in dem ultranationalistischen, Krieg und Gewalt verherrlichenden Lied *Bojna Čavoglave* aus 1991, das die Spieler des kroatischen Nationalteams nach dem 3:0-Sieg über Argentinien im Vorrundenspiel am 21. Juni in der Kabine sangen. Der Abwehrspieler Dejan Lovren filmte es mit der Handykamera. „Nationalstolz zu zeigen ist in Kroatien nicht verwerflich“, schrieb dazu der *Standard* am 14. Juli, dem Vorabend des WM-Finales, und fügte (nahezu schüchtern) an, „allerdings driftet dies auch gerne in Nationalismus ab.“ Und die *Presse* stellte am 12. Juli die Frage: „Wäre Kroatien ein würdiger Weltmeister?“

Kroatische Fußballer hatten in der Vergangenheit schon öfter mit dubiosen Gesten irritiert: So hatte der ehemalige kroatische Nationalspieler Josip Šimunić (Dynamo Zagreb) im November 2013 nach dem siegreichen WM-Qualifikationsspiel gegen Island über das Stadionmikrofon (!) die Ustascha-Parole „Za dom spremni“ gerufen – und die kroatischen Fans hatten mit „Spremni!“ („Bereit!“) geantwortet. Šimunić wurde daraufhin für zehn Spiele gesperrt – und damit von der WM 2014 in Brasilien ausgeschlossen. Die FIFA selbst hatte diesen Vorfall als Ustascha-Kampfaufruf interpretiert und vor das internationale Sportschiedsgericht CAS in Genf gebracht.

„Das Urteil des CAS“, so die FIFA damals in einer Stellungnahme, „unterstützt unsere Bemühungen, Rassismus aus dem Fußball zu verbannen.“

Der internationale Fußballverband FIFA zeigt sich in der Bekämpfung von Antisemitismus und Rassismus im Sport seit einiger Zeit engagiert. Der eu-

ropäische Fußballverband UEFA steht dem nicht nach und hat zuletzt zu Beginn der Saison 2017/18 unter dem Titel „Equal Game“ die Werbekampagne „Respect“ gestartet. „Dieser Grundsatz vereint alle Elemente der UEFA-Strategie im Bereich soziale Verantwortung“, so der europäische Verband auf seiner Website: „Förderung von Vielfalt, Frieden und Versöhnung, Fußball für alle, Gesundheit, Respekt für die Umwelt sowie die Kampagne gegen Diskriminierung, Rassismus und Gewalt.“

Einige Vereine haben sich in ihrer Fanpolitik dieser Vorgangsweise bereits angeschlossen. Der geschichtsträchtige belgische Royal Football Club St. Gilles hat dem Aufruf der „Football unites – Racism divides“-Initiative des Europäischen Parlaments umgehend eine Satzungsänderung folgen lassen: „Der Club versteht sich apolitisch und nicht-konfessionell, er verurteilt jede rassistische oder antisemitische Haltung ...“ heißt es im neuen Artikel 3b seines Statuts.

„Es ist besorgniserregend, dass der Trend zu einer Steigerung antisemitischer Vorfälle nachweisbar ist“, heißt es im österreichischen Antisemitismusbericht 2017. Es besteht der Verdacht, dass publikumswirksame Sportveranstaltungen lediglich ein Ventil sind, die rassistische und antisemitische „Sau rauszulassen“. Ob die verschiedenen Maßnahmen zur Eindämmung von Rassismus und Antisemitismus im Sport greifen, bleibt abzuwarten.

Der Sport stelle lediglich die Fortsetzung der Gesellschaft mit anderen Mitteln dar, meint der österreichische Philosoph Konrad Paul Liessmann. Deshalb, so schrieb er unter dem Titel „Böser Ball“ knapp vor Ende der Fußball-WM in einem Essay für die *Neue Zürcher Zeitung*, sei der World Cup „die schlechteste Gelegenheit, um moralische und politische Haltungen zu demonstrieren, die sonst wenig beachtet werden.“

nu

Mehr als 150 Teilnehmer – Europapolitiker, Sportfunktionäre, Journalisten und Vertreter der Zivilgesellschaft – hatten sich Ende Mai im Europaparlament in Brüssel versammelt, um Rassismus und Antisemitismus in den Sportarenen „die rote Karte zu zeigen“.

Die enge Verflechtung Israels mit Europa

Warum Europa Israel braucht – und Israel Europa.

VON ERIC FREY

Die israelisch-europäischen Beziehungen sind bekanntlich schlecht – so schlecht, dass die EU-Außenministerin Federica Mogherini im Juni einen Israel-Besuch absagen musste, weil sie keinen Termin bei Premier und Außenminister Benjamin Netanjahu bekam. Dieser war sauer, weil Brüssel die Verlegung der US-Botschaft in Jerusalem so vehement ablehnt. Wenn in israelischen Medien über Europa berichtet wird, dann meist im Zusammenhang mit antisemitischen Vorfällen. In europäischen Medien geht es in der Rubrik allzu oft um Kämpfe mit der Hamas.

Aber davon war am Abend des European Song Contest in Lissabon nichts zu spüren. Dort siegte Anfang Mai die Israelin Netta vor Zypern und Österreich – dank eines klaren Vorsprungs bei der Publikumsabstimmung.

Die europaweite Zustimmung für ihr Lied „Toy“ hatte wenig mit Liebe zum Staat Israel, Begeisterung für den Zionismus oder gar Sympathie für die Politik der Regierung Netanjahu zu tun – und wohl auch wenig mit der musikalischen Qualität des Siegerliedes. Es war der Text „I’m not your toy, your stupid toy“, mit dem die schräge Sängerin in der #MeToo-Ära einen

Nerv traf und unzählige Stimmen von Frauen aus ganz Europa erhielt.

Das ist nicht so überraschend, denn in Tel Aviv wird über die gleichen gesellschaftspolitischen Fragen diskutiert wie in London, Berlin oder Rom. Kulturell, wirtschaftlich, intellektuell und zum Teil auch demografisch ist Israel ein Teil Europas. Es liegt zwar an der europäischen Peripherie und fühlt sich auch so an, aber das gilt auch für Griechenland, Island, Estland, Bulgarien oder Georgien. Tel Aviv hat Europas schönsten urbanen Strand, seine Kultur- und Kulinarikszene ist ein Teil des europäischen Lebensgefühls geworden.

Die enge Verflechtung Israels mit Europa ist eines der bestgehüteten Geheimnisse der Region. Israelis tun gerne so, als wären sie der 51. amerikanische Bundesstaat und Tel Aviv der sechste Stadtteil von New York. Das ist allein wegen der größeren physischen Distanz eine Illusion. Aber es ist nicht nur die geografische Nähe, die Israel stärker an Europa, und damit auch an die EU, bindet als an die USA.

Enge Verbündete

Knapp die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Israels stammt aus Europa, aber nur ein kleiner Teil aus den USA. Die Zahl der Israelis mit einem Zweitpass aus der EU wird auf rund eine halbe Million geschätzt, deutlich mehr als die Zahl der US-israelischen Doppelstaatsbürger. Israels Außenhandel mit den 28 EU-Staaten machte 2017 rund 36 Milliarden Euro aus, mit den USA nur 29 Milliarden Euro. Die ge-

samten Direktinvestitionen zwischen der EU und Israel sind mit 87 Milliarden Euro um mehr als ein Drittel höher als zwischen den USA und Israel, und das liegt vor allem daran, dass europäische Unternehmen mehr in Israel investieren als amerikanische.

Und wer am Ben-Gurion-Flughafen auf die Anzeigetafel blickt, sieht vor allem Flüge von und nach europäischen Destinationen. Von den 30 meistangeflogenen Zielen liegen 26 in Europa, davon 21 in der EU, und nur drei in Nordamerika. Allein von Wien gehen nun bis zu 38 Flüge in der Woche nach Israel. Auch dank des Open-Sky-Abkommens mit der EU, das 2017 unterzeichnet wurde, sind die Flugpreise gesunken und die Zahl der Besucher stark gestiegen.

Diese Nähe wirft ein ganz anderes, viel helleres Licht auf die europäisch-israelischen Beziehungen. Europa ist für die Mehrheit der Israelis nicht Feindesland, und Israel ist für die meisten Europäer kein Paria. Wenn man das miserable Verhältnis der Regierung Netanjahu mit den meisten westeuropäischen Regierungen sowie der EU-Kommission weglässt, sind Israel und Europa enge Verbündete. Und sie brauchen einander mehr denn je.

Europa braucht Israel aus moralischen Gründen. Für eine Staatengemeinschaft, deren Politik auf ethischen Grundsätzen aufbauen soll, ist die Unterstützung des jüdischen Staates im Lichte der Verbrechen, die auf europäischem Boden an Juden begangen wurden, unverzichtbar. Das gilt allen voran für Deutschland und Österreich. In die-



Nahalat
Binyamin
Straße,
Tel Aviv

und sterben. Unter den jungen, oft progressiv eingestellten US-Juden wächst die Kritik an der israelischen Besatzungspolitik, während die Mehrheit sich gar nicht mehr für den jüdischen Staat interessiert. Im Vergleich dazu ist die Verbundenheit mit Israel unter den mehr als eine Million Juden in den 28 EU-Staaten viel größer.

Wenn sich diese Entwicklungen fortsetzen, dann wird Israel eines Tages seine Sicherheit mehr auf seine Verbindungen zu den großen europäischen Staaten und der EU ausrichten müssen, so wie in den ersten Jahrzehnten seiner Existenz. Bis 1967 war nämlich Frankreich der engste Alliierte Israels, erst dann wurden es die USA.

Absurd, werden viele Israelis und ihre Unterstützer mit Hinweis auf die belasteten Beziehungen und die Dauerkritik aus europäischen Hauptstädten an den politischen Entscheidungen in Jerusalem sagen. Aber das ist kurzfristig gedacht. Bei der Frage seiner Existenz und langfristigen Sicherheit ist Europa Israel mindestens so sehr verpflichtet wie es die USA sind. Der Unterschied liegt darin, dass zumindest in Westeuropa auch die Palästinenser eine starke Lobby haben und die Toleranz für Israels Besatzungspolitik deutlich geringer ist als in Washington. Der wachsende Chauvinismus in der israelischen Politik, der zuletzt im Nationalitätengesetz seinen Ausdruck gefunden hat, wird nur von rechtspopulistischen Parteien und Regierungen wie jener in Ungarn mit Wohlwollen aufgenommen. Es ist das liberale, demokratische Israel, das als Teil Europas eine Zukunft hat. Und Europa kann Israel dabei helfen, dass es sich von diesen Werten nicht weiter entfernt.

nu

sem Punkt waren sich der ehemalige und der derzeitige österreichische Bundeskanzler einig: Christian Kern und Sebastian Kurz haben bei jeder Gelegenheit betont, dass die Verbundenheit mit Israel für Österreich nicht nur ein geschichtlicher Auftrag, sondern auch im nationalen Interesse ist.

Aber Europa braucht auch Israels wirtschaftliche Dynamik, die Innovationskraft seiner Start-up-Szene, die Stärke seiner wissenschaftlichen Einrichtungen, die kulturellen Inspirationen. Einst war das emanzipierte Judentum der geistige Katalysator für den Kontinent, heute erfüllt Israel eine vergleichbare, wenn auch eingeschränktere Rolle. Und für Europas Migrations- und Sicherheitspolitik sind die Erfahrungen, die Israel mit seinen arabischen Nachbarn seit 70 Jahren gemacht hat, ebenfalls nützlich. Wie

eng die Zusammenarbeit der Geheimdienste im Kampf gegen den Terrorismus ist, kann man nur erahnen.

Bedingungslose Unterstützung der USA

Und umgekehrt? Wenn Israelis erwarten, dass sie sich ewig auf die bedingungslose Unterstützung der USA verlassen können, dann gehen sie ein gehöriges Risiko ein. So sehr der jetzige US-Präsident Donald Trump und die meisten Republikaner hinter der Regierung Netanjahu stehen, langfristig bröckeln einige tragende Säulen der US-israelischen Allianz. Geopolitisch sind die USA weniger auf den Nahen Osten fokussiert als früher, und unter den 5,7 Millionen amerikanischen Juden sinkt die Begeisterung für Israel von Jahr zu Jahr; viele der engsten Freunde Israels werden alt

Die enge Verflechtung Israels mit Europa ist eines der bestgehüteten Geheimnisse der Region. Israelis tun gerne so, als wären sie der 51. amerikanische Bundesstaat und Tel Aviv der sechste Stadtteil von New York.

In 30 Minuten mit dem Zug von Tel Aviv nach Jerusalem

Eigentlich sollte der Hochgeschwindigkeitszug von Tel Aviv nach Jerusalem schon Mitte des Jahres 2018 in Betrieb gehen. Bald ist es soweit – dann fährt man mit dem neuen „JerusAviv“ in 28 Minuten von Tel Aviv nach Jerusalem.

VON RENÉ WACHTEL

Wahrscheinlich Ende des Jahres wird der seit 2001 geplante JerusAviv offiziell in Betrieb gehen. 28 Minuten dauert dann die Zugfahrt zwischen Tel Aviv und Jerusalem. Die zwei so unterschiedlichen Städte werden dadurch zu einer großen Metropolregion. Schon jetzt träumen die Jerusalemer davon, zumindest einmal die Woche den Strand von Tel Aviv zu erobern, und die Bewohner von Tel Aviv freuen sich darauf, schneller und komfortabler ihre Geschäfte in Jerusalem abwickeln zu können. Die religiösen Einwohner von Bnei Brak wollen dann überhaupt täglich die Klagemauer besuchen. Es sind also viele Wunschträume, Erwartungen – und auch viel Geld in den Bau dieser Strecke geflossen: Umgerechnet rund 1,4 Milliarden Euro wurde in die Infrastruktur der Bahnstrecke gesteckt, 500 Millionen mehr als geplant und ein Superlativ für Israel. Superlative prägen auch sonst das Projekt. Die

57 Kilometer lange Strecke hat acht Brücken über insgesamt 6,5 Kilometer – natürlich die höchsten im Land! – und fünf Tunnel, die insgesamt 37 Kilometer lang sind – darunter der längste des Landes mit 11,6 km in den Jerusalemer Bergen zwischen Mevaseret Zion und Nahal Jitlah.

„Das ist mehr als eine Revolution!“

Bis jetzt wurde das Eisenbahnnetz in Israel nur mit Dieselloks betrieben, die neue Bahnstrecke ist erstmals vollkommen elektrifiziert, der Zug erreicht eine Höchstgeschwindigkeit von 160 km/h. Für die israelische Eisenbahn ist das eine Revolution. Oder, wie eine Sprecherin sagte: „Das ist mehr als eine Revolution! Das wird die Wirtschaft ankurbeln und die Umwelt verbessern.“ Anfangs werden zwei Züge pro Stunde verkehren, wenn die Strecke zweigleisig ausgebaut wird, erhöht sich die Kapazität auf drei, in Stoßzeiten sogar auf sechs Züge pro Stunde. Die israelische Eisenbahn rechnet mit bis zu vier Millionen Passagieren im Jahr. Um dieser Benutzerzahl gerecht zu werden, wurden bereits 54 rote Doppelstockwagen vom Typ Twindex x Varion bei Bombardier abgerufen, die im Werk Görlitz in Deutschland speziell für die Bedürfnisse der israelischen Eisenbahn zusammengebaut werden. Es gibt, neben freiem WLAN, zwar einen eigenen Ruhe-, aber, bedingt durch die kurze Reisezeit, keinen Speise- oder Buffetwagen.

Der Zug startet in Herzliya, vier Haltestellen – University, Savidor, HaShalom, HaHagana – gibt es direkt in Tel Aviv, außerdem einen Stopp am Ben

Gurion Airport. Das ist für alle Touristen interessant, die nun vom Ankunftsterminal mit der Bahn binnen kürzester Zeit direkt in den Großraum Tel Aviv oder nach Jerusalem weiterreisen können.

Endstation ist der neue, nach dem israelischen Staatspräsidenten Jitzchak Navon benannte Bahnhof im Zentrum von Jerusalem. Direkt bei Busbahnhof und Kongresszentrum gelegen, beherbergt der neue Verkehrsknotenpunkt Shoppingcenter, Lounges, Restaurants, Kindergärten und vieles mehr. Der Navon-Bahnhof befindet sich achtzig Meter unter der Erde und ist damit einer der tiefstgelegenen Bahnhöfe weltweit – er kann mehr als tausend Menschen aufnehmen und ist damit auch der größte unterirdische Schutzraum des Landes. Bei den Baustellenbesichtigungen waren die Verantwortlichen besonders stolz, dass Handys und WLAN auch in mehr als 80 Meter Tiefe bestens funktionieren – für das Handyland Israel von besonderer Bedeutung.

Zusammenbringen oder auseinanderdividieren?

Vor einigen Wochen wurde auch der Grundstein für das angrenzende, neue Geschäftsviertel gelegt. Laut Bürgermeister Nir Barakat ist es „das größte und bedeutendste Projekt für die Zukunft Jerusalems“. 24 Gebäude, unter anderem neun Hochhäuser, Hotels sowie Kultur- und Freizeiteinrichtungen werden gebaut, man hofft auf 40.000 neue Arbeitsplätze in Jerusalem. Die Bahnstrecke soll aber laut Plan hier noch nicht enden. Die



Am Hauptbahnhof von Tel Aviv

mer Bürger werden, so die Prognose mancher Experten, Richtung Tel Aviv auswandern und nur mehr zur Arbeit nach Jerusalem kommen. Damit würde der religiöse Charakter Jerusalems noch verstärkt werden. Andere wiederum meinen, dass die jetzt schon übersteuerten Mietpreise und die Luftfeuchtigkeit am Meer viele Tel Aviver Familien dazu bewegen könnten, nach Jerusalem zu übersiedeln. Wieder andere sagen, dass sich Jerusalem durch diese neue Zugverbindung neben Tel Aviv noch viel stärker als High-Tech-Standort etablieren könnte. Und auch die Büros vieler Regierungsstellen, die bisher zwischen Tel Aviv und Jerusalem aufgeteilt waren, könnten zusammengeführt werden.

Doch welche Experten auch recht behalten werden: Sicher ist jedenfalls, dass dieses technische Highlight Israel in den nächsten Jahren in vielerlei Hinsicht verändern wird. *nu*

Regierung will die Strecke vom Navon-Bahnhof noch bis in die Altstadt, zum Donald-Trump-Bahnhof direkt bei der Klagemauer, verlängern. Zumindest den Namen für den Bahnhof hat man ja schon.

Die große Frage ist, wie sich dieser

Hochgeschwindigkeitszug auf Struktur und Identität der beiden wichtigsten Städte Israels auswirken wird. Manche meinen, dass er die Städte nicht zusammenbringen, sondern im Gegenteil noch mehr auseinanderdividieren wird. Die säkularen Jerusale-

WIE DIE EISENBAHN DAS FRÜHERE PALÄSTINA VERÄNDERTE

VON RENÉ WACHTEL

Für Eisenbahn-Historiker gelten die Bagdadbahn (errichtet 1903–1918) und die Hedschasbahn, die ab 1900 erbaut wurde, als technische Pionierleistungen im Nahen und Mittleren Osten. Die erste Eisenbahnstrecke im Nahen Osten wurde aber schon 1892 in Betrieb genommen – die Strecke von Jaffa nach Jerusalem. Auch diese Kurzstrecke (67 Kilometer) gilt als Pioniertat.

Schon seit 1870 gab es Ansätze, die beschwerliche Reise vom Meer nach Jerusalem mit einer Zugverbindung zu erleichtern. Europäische Herrscherhäuser stellten auf das damals im Osmanischen Reich gelegene Jerusalem Ansprüche und wollten mit einer Eisenbahnverbindung von der Küste den Pilgerstrom in die Stadt erhöhen. Es gab immer wieder Anstrengungen, eine Konzession von der osmanischen Regierung in Istanbul für eine

solche Strecke zu bekommen, 1888 schließlich erhielt der in Jerusalem lebende Schweizer Bankier Johannes Fruttiger die Genehmigung für die Verbindung von der Hafenstadt Jaffa nach Jerusalem. Aus juristischen Gründen trat offiziell der jüdische Geschäftsmann Joseph Navon (er war osmanischer Staatsbürger) aus Jerusalem auf, das nötige Kapital kam von französischen Geldgebern, Chefingenieur war der Schweizer Gerold Eberhard, und am 31. März 1899 wurde mit dem Bau der Schmalspurbahn begonnen. Wegen des hohen Kostendrucks verzichtete man auf Tunnel, und so schlängelt sich die Bahnstrecke, wie man heute noch sehen kann, entlang der jüdischen Berge. Mit einer Steigung von 25,8 Promille und einem Halbmesser von hundert Metern gilt sie als technische Meisterleistung für eine Schmalspurbahn. Am 27. August 1892 erreichte der erste Personenzug Jerusalem. Das fahrende Material (drei Lokomotiven und Waggons)

kam anfangs aus den USA, später wurde auf leistungsfähige Lokomotiven aus Deutschland umgestiegen.

Mit dieser Eisenbahnstrecke begann auch ein neues Zeitalter für Jerusalem, so wurde unter anderem die europäische Zeitmessung in Jerusalem eingeführt. Nicht zuletzt, weil die Bahn die Jerusalemer mit frischen Lebensmitteln von der Küste versorgte, verdoppelte sich innerhalb eines Jahrzehnts die Einwohnerzahl Jerusalems. Dass diese Eisenbahnfahrt aber kein Vergnügen war, dokumentieren Reiseberichte von Pilgern und Touristen. So waren die meisten Züge nicht, wie im Fahrplan vorgesehen, drei, sondern sechs bis neun Stunden unterwegs. Toiletten gab es nicht, weshalb unterwegs immer wieder Pausen gemacht werden mussten.

Der neue Hochgeschwindigkeitszug, der in nur 28 Minuten Tel Aviv mit Jerusalem verbindet, fährt noch teilweise auf dieser „ersten Strecke des Nahen Ostens“.

Die MitarbeiterInnen des
**JÜDISCHEN MUSEUMS
DER STADT WIEN**

wünschen allen Freunden
und Bekannten
Schana Tova U'metuka

**Ambulatorium Helia
Betriebs-GmbH**

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
alles Gute für das Neue Jahr

שנה טובה



Gertner Immobilien GmbH
PALAIS SCHÖNBURG
DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS
<http://www.palais-schoenburg.at>
wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr

Schana Tova
wünschen

**Marika Lichter
und
Paul Lichter**

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



**Alira – Koschere Weine
Familie Hauptmann**



ALIRA TRIBES

Alira Tribes-koschere Weine wünscht
allen Konsumenten
und Weinliebhabern ein schönes
Neues Jahr

שנה טובה

Wir wünschen allen
Verwandten
und Freunden ein
glückliches, gesundes und
erfolgreiches Neues Jahr

**Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie**



בס"ד

*„Die Armen seines Hauses kommen vor den
Armen seiner Stadt, und die Armen seiner Stadt kommen
vor den Armen einer anderen Stadt“
Deut. 15,11*

Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszti,
Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern,
Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszti

wünschen ein glückliches Neues Jahr 5779

שנה טובה ומבורכת

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher
geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den
kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seifensteingasse 4 Telefon: 0699 125 99 333 ZVR Zahl: 175663683 E-Mail: ohel-rahel@chello.at; info@ohel-rahel.at Home: www.ohel-rahel.at

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und
Bekanntem ein gutes Neues Jahr
www.jewish-welcome.at

שנה טובה

Dr. Martin Scharf und Familie

Facharzt für Gastroenterologie
1060 Wien, Rahlgasse 1
Wünschen allen Freunden und
Verwandten ein frohes Neues Jahr

שנה טובה

**Prof. (FH) Mag.
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Die NU-Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern ein gesundes,
friedliches und glückliches Neues Jahr!

Schana Tova U'metuka

**Lansky, Ganzger + partner
Rechtsanwälte GmbH**

wünscht allen Klienten, Freunden und Bekannten shana tova u metuka!

שנה טובה

RA Dr. Thomas Fried

§ kein Partner
1010 Wien, Gonzagagasse 11
Tel. 01/ 533 04 33
wünscht allen Freunden,
Bekannten und Klienten
ein glückliches Neues Jahr

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die besten Wünsche allen Verwandten und Freunden im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

George, Dalia, Adina & Raoul Frey

wünschen allen Verwandten, Freunden und Bekannten ein glückliches Neues Jahr

Schana Tova U´metuka

**Oberrabbiner
Chaim und
Annette Eisenberg**

wünschen allen Verwandten und Freunden ein glückliches Neues Jahr und Frieden für die ganze Welt

שנה טובה

שנה טובה ומתוקה

Ein gesundes und glückliches neues Jahr wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

www.tuschel.at

כתיבה וחתימה טובה

**Familien Richard und Martin
LANCZMANN sowie Firma E.T.C.**

wünscht allen Freunden, Verwandten und Bekannten ein glückliches Neues Jahr

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 500
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

★ 20 JAHRE י"ב
JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum



**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
wünschen Ihnen allen Shana tova u´mevorachat!**

Israel: Nationalstaat

Mit 62 gegen 55 Stimmen bei zwei Enthaltungen hat die Knesset, das israelische Parlament, am 19. Juli 2018 ein neues „Grundgesetz“ verabschiedet, das „Israel als Nationalstaat des jüdischen Volkes“ definiert. Damit wird 70 Jahre nach Gründung des Staates Israel erstmals sein Status als nationale Heimstätte des jüdischen Volkes rechtlich verankert.

VON JOHANNES GERLOFF



In elf Paragraphen erklärt das Gesetz „das Land Israel“, in dem der Staat Israel errichtet wurde, als „historische Heimat des jüdischen Volkes“. Weiter werden der Name des Staates, seine Flagge, sein Wappen, seine Nationalhymne, Jerusalem „vollständig und vereint“ als Hauptstadt und Hebräisch als offizielle Sprache des Staates definiert. Ausdrücklich wird Arabisch ein besonderer Status in den Institutionen des Staates zuerkannt und betont, dass dieses Gesetz in keiner Weise den Status des Arabischen im Staat Israel vor Inkrafttreten dieses Gesetzes beeinträchtigt.

Sodann wird erklärt, dass der Staat jüdischer Einwanderung aus der weltweiten Diaspora des jüdischen Volkes offensteht und die Aufgabe hat, jüdisches Leben in der Diaspora zu schützen. Der Staat Israel soll laut diesem Grundgesetz „die Entwicklung jüdischer Besiedlung als nationalen Wert“ betrachten und sie fördern. Der hebräische Kalender wird „neben dem gregorianischen Kalender“ als offizieller Kalender dienen. Der Unabhängigkeitstag, der Holocaustgedenktag und

der Gedenktag für die gefallenen Soldaten und Terroropfer sind offizielle staatliche Feiertage. Sabbat und jüdische Festtage haben den Status „fester Feiertage im Staat“, wobei betont wird, dass „Nichtjuden das Recht haben, ihre Ruhetage an ihren Sabbaten und Festtagen einzuhalten“.

Hintergrund

Der Staat Israel hat, ähnlich wie die Bundesrepublik Deutschland, keine Verfassung, die als Leitlinie für eine Gesetzgebung oder rechtliche Interpretationen dienen könnte. Diese Funktion übernimmt eine ganze Reihe von „Grundgesetzen“, die im Lauf der Zeit von einer absoluten Mehrheit der Knesset verabschiedet wurden. Ein solches Grundgesetz kann nicht durch eine einfache Mehrheit verändert werden, sondern setzt für eine Modifizierung oder gar Abschaffung eine absolute Mehrheit von mindestens 61 Stimmen im israelischen Parlament voraus.

Ministerpräsident Benjamin Netanjahu freut sich darüber, dass „122 Jahre, nachdem Herzl seine Vision artikuliert hat, wir nun die grundlegenden Prinzi-

pien unserer Existenz in einem Grundgesetz festgelegt haben: Israel ist der Nationalstaat des jüdischen Volkes.“ Netanjahu betont, dass Israel die individuellen Rechte aller seiner Bürger respektiert, was im Nahen Osten einzigartig sei.

Kritik

Kritiker, die übrigens aus der jüdischen und der arabischen Bevölkerung gleichermaßen kommen, bemängeln, dass in bislang keinem einzigen Grundgesetz die „Gleichheit“ aller Bürger des Staates vor dem Gesetz erwähnt wird. Dies wird als zutiefst problematisch für eine Demokratie empfunden. Auch dass der demokratische Charakter Israels in diesem Grundgesetz nicht erwähnt wird, gibt Anlass zu Kritik.

Die Betonung der hebräischen Sprache als Sprache des Staates Israel wird als Herabstufung des Arabischen empfunden, obwohl die „inoffiziell offiziellen“ Landessprachen Arabisch und Englisch in den zurückliegenden 70 Jahren der Existenz des Staates Israel nie in einem vergleichbaren Gesetz

des jüdischen Volkes



© CC BY 2.0/RICARDO TULLIO GANDELMAN

Ministerpräsident Benjamin Netanjahu freut sich darüber, dass „122 Jahre, nachdem Herzl seine Vision artikuliert hat, wir nun die grundlegenden Prinzipien unserer Existenz in einem Grundgesetz festgelegt haben: Israel ist der Nationalstaat des jüdischen Volkes.“

zu offiziellen Staatssprachen erklärt wurden.

Der Auftrag an den Staat, die jüdische Besiedlung „zu ermutigen und zu fördern“ könnte, so Kritiker, bei der Zuteilung von Land und Ressourcen zu Diskriminierung aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit führen.

In Bezug auf die Beziehungen des Staates Israel zur weltweiten Diaspora des jüdischen Volkes befürchten Kritiker einen zunehmenden Einfluss der jüdischen Orthodoxie auf die Diaspora, weil diese in der israelischen Gesellschaft eine weitgehend alternativlose religiöse Alleinherrschaft ausübt. Vor allem in Amerika haben das Reformjudentum und konservative Strömungen bislang einen weit

größeren Einfluss als im Staat Israel.

Kritiker innerhalb des offiziellen Israel, angefangen von Oppositionsführer Jitzchak Herzog über Staatspräsident Reuven Rivlin (der sich eigentlich aller politischen Äußerungen zu enthalten hätte) bis hin zu Generalstaatsanwalt Avichai Mandelblit befürchten, dass dieses neue Grundgesetz negative Auswirkungen auf Israels Stellung in der Welt und den Ruf des jüdischen Volkes haben könnte. Benni Begin, Abgeordneter des Likud in der Knesset und Sohn des ehemaligen Ministerpräsidenten Menachem Begin, enthielt sich bei der Abstimmung, weil er befürchtet, Israel bewege sich mit diesem Gesetz „vom Nationalismus zum Chauvinismus“.

nu

Zum Weiterlesen:

www.welt.de/newsticker/news1/article179638864/Diskriminierung-Israel-verabschiedet-umstrittenes-Gesetz-zu-juedischem-Nationalstaat.html
Den Wortlaut des Gesetzes in englischer Übersetzung kann man zum Beispiel in der *Times of Israel* einsehen: <https://www.timesofisrael.com/final-text-of-jewish-nation-state-bill-set-to-become-law/>

Was soll die Aufregung?

Kommentar zu Israels Nationalstaatsgesetz.

VON JOHANNES GERLOFF

Die *Welt* überschreibt „Diskriminierung“ und lässt ihren Lesern überhaupt keine Möglichkeit, sich eine eigene Meinung zu bilden, wenn sie darüber berichtet, dass Israel ein „umstrittenes Gesetz“ zu „jüdischem Nationalstaat“ (sic, in Anführungszeichen!) verabschiedet. Noch bevor berichtet wird, was das Gesetz regelt, wird es als „diskriminierend“ (noch einmal!) und „rassistisch“ bezeichnet. Ein Leser, der seine Informationen nur aus der *Welt* bezieht, weiß noch immer nicht, um was es eigentlich geht. Aber er weiß: Israel ist „diskriminierend“ und „rassistisch“.

„Umstritten“ ist ein weiteres Lieblingswort des *Welt*-Artikels – immerhin das dritte Wort in der Überschrift und das dritte Wort im ersten Satz. Im deutschen Denken ist etwas „Umstrittenes“ vermutlich höchst bedenklich, wenn nicht verwerflich. Nach deutscher Vorstellung scheint nur in Ordnung, was im Gleichschritt marschiert. In Israel ist das ganz anders. Dort wird um alles und jedes zuerst einmal gestritten – auch wenn das manchmal völlig sinnlos scheint. „Umstritten“ ist so ziemlich jedes Gesetz, das das israelische Parlament bislang verabschiedet hat. Ohne Streit ist die Knesset undenkbar.

Dass Araber das jüdische Volk als „rassistisch“ bezeichnen und seinem Staat „Apartheid“ unterstellen, ist ebenso wenig neu wie fern jeglicher Wahrheit. Wenn Aiman Oudeh vom „Tod unserer Demokratie“ spricht, straft er sich selbst Lügen – denn wenn die Demokratie tatsächlich tot wäre, wäre er weder Knesset-Abgeordneter, noch könnte er Derartiges von sich geben. Israels Demokratie lebt und blüht – wobei ich als Deutscher durchaus zugebe, dass weniger Streit und mehr Ordnung manchmal angenehmer wäre. Israelis machen sich das Leben durch ihre Demokratie nicht selten unnötig schwer.

Eigentlich sollte *Welt*-Redakteuren

und *Welt*-Lesern klar sein, was sie mit diesem Artikel verbreiten beziehungsweise sich verordnen lassen, wenn darin ausgerechnet die türkische Regierung den Israelis eine „überholte und diskriminierende Mentalität“ unterstellt. Tatsache ist: Mit Blick darauf, wie das NATO-Mitglied Türkei mit seiner kurdischen Minderheit und deren nationalen Ambitionen umgeht, braucht der jüdische Staat Israel keinen Vergleich zu scheuen.

Offen gesagt ist mir nicht wirklich klar, was die Aufregung um das neue Grundgesetz soll. Israel ist bereits durch die Unabhängigkeitserklärung vom 15. Mai 1948 als Nationalstaat für jüdische Menschen definiert. Seither ist es auch ein Einwanderungsland exklusiv für Juden. Das ist nicht neu – und im Übrigen der Bundesrepublik Deutschland in ihrem Verhältnis zur deutschen Diaspora nicht unähnlich, bis dahin, dass deutschstämmige Menschen bevorzugt einwandern dürfen. Jerusalem in seiner Gesamtheit ist bereits seit 1980 per Grundgesetz als unteilbare Hauptstadt des Staates Israel erklärt. Das ist auch nicht neu, wenn gleich natürlich äußerst „umstritten“.

Die Idee eines Nationalstaates

Wenn Fahne, Nationalhymne, der hebräische Kalender und die jüdischen Feiertage in Israel bislang nicht per „Grundgesetz“ definiert waren, zeigt das nur, dass der jüdische Staat bislang weit liberaler war, als die überwiegende Mehrzahl der Staaten, die auf diesem Planeten existieren. Interessant ist doch, dass Israel nicht einmal in diesem Gesetz „gesetzliche Feiertage“ festlegt, wie das in der Bundesrepublik Deutschland der Fall ist. Es gibt in Israel beispielsweise kein allgemeines, gesetzlich verankertes Fahrverbot für LKWs an Ruhetagen, wie das in der Bundesrepublik Deutschland der Fall ist.

Dass die Funktion des Hebräischen als offizielle Amtssprache betont wird, trifft vor allem (akademisch hochausgebildete) Neueinwanderer aus den USA, Frankreich und Russland, die

ein Leben lang als Ärzte oder Juristen in ihrer jeweiligen Sprache gearbeitet haben – und sich jetzt plötzlich „gezwungen“ sehen, ihren Beruf nur in der „Nationalsprache“ ausüben zu können. Die israelischen Araber beherrschen alle auch Hebräisch – und der Status der arabischen Sprache im Staat Israel wird durch das neue Nationalstaatsgesetz ausdrücklich nicht angetastet. Wer sich über diesen Aspekt des israelischen Nationalstaatsgesetzes echauffiert, sollte sich einmal fragen, wie viele andere Sprachen und Kulturen durch Amtssprachen wie Deutsch, Englisch, Spanisch, Arabisch, Russisch oder Portugiesisch in vielen Staaten der Welt „unterdrückt“ werden.

Ganz gewiss schwelt im Hintergrund dieser ganzen Angelegenheit auch die grundsätzliche Frage, welche Berechtigung ein Nationalstaat heute noch hat. Die Konzeption eines Nationalstaates beruht auf einer europäischen Idee des 19. und 20. Jahrhunderts, die vielen Menschen aus anderen Teilen der Welt fremd ist, durch den Kolonialismus aber weiten Teilen unseres Planeten aufgezwungen wurde, obwohl sie uns im zurückliegenden Jahrhundert unendlich viel Leid beschert hat. Wenn ich so etwas in Vorträgen sage, sehen mich Europäer ganz verständnislos an – Afrikaner, Menschen aus dem Nahen Osten oder Asiaten strahlen mich mit großen Augen an und sagen mir nicht selten: „Da hat uns endlich einer verstanden!“

Für den Staat Israel ist diese Grundsatzüberlegung eher unangenehm, weil er sich – ganz im Geiste des frühen 20. Jahrhunderts – gerne als Nationalstaat für das jüdische Volk verstanden wissen will. In Europa bewegt man sich im Blick auf sich selbst wieder in Richtung Vielvölkerstaat – im Blick auf die Lösung „des Nahostkonflikts“ hält man an der alten, eigentlich überholten Nationalstaatsideologie allerdings fest. Da ist eine „Zweistaatenlösung“ aus Sicht der Europäer „alternativlos“. Das wiederum macht die Aufregung von Europäern über Israels neues Nationalstaatsgesetz absurd. *nu*



Bildgewaltige Geschichtenerzählerin

© SANDRA THEN

Lydia Steier, gebürtige US-Amerikanerin mit jüdisch-wienerischen Wurzeln, ist der absolute Shooting Star unter den Opernregisseuren. Zuletzt verblüffte Steier das Salzburger Festspielpublikum mit einer radikal neuen Sichtweise auf Mozarts „Zauberflöte“; im Oktober hat an der Frankfurter Oper ihr Doppelabend „Oedipus rex/Iolanta“ Premiere.

VON ANDREA SCHURIAN

Ihren Hauptwohnsitz hat Lydia Steier samt Lebensgefährten und französischer Bulldogge in Berlin aufgeschlagen, aber: sesshaft? Ja, schon, irgendwann einmal. Noch hat die Starregisseurin keine Zeit dazu, wer sie treffen will, tut gut daran, sich in der Nähe der wichtigsten Opernhäuser nach ihr umzusehen. Die vielfach ausgezeichnete und von Intendanten umworbene Spezialistin für bildgewaltiges Musiktheater vom Barock bis zur Gegenwart inszeniert bis zu vier Opern jährlich. Hier Bühnenbaubesprechung, da Endproben, dort Treffen mit Dirigenten und Sängern: Als sie im Juni für ihre kühne Interpretation von

The Rake's Progress an der Basler Oper hymnisch gefeiert wurde, probte sie bereits ihre rasante, Augen und Ohren überwältigende *Zauberflöte*, mit der sie bei den Salzburger Festspielen ihr Debüt gab, hatte die Wiederaufnahme von Puccinis *Turandot* in Köln im Blick, besprach Details für den doppelten Streich, Strawinskys *Oedipus Rex* und Tschaikowskis *Iolanta* an einem Opernabend zu zeigen – Premiere ist im Oktober an der Frankfurter Oper. Ausruhen auf den Lorbeeren? Geht leider gar nicht, Lebensgefährte und Bulldogge müssen mindestens so reisefreudig sein wie die Regisseurin selbst, denn im Februar 2019 wird sie an der Oper Basel *Diodati.unendlich* von Michael Wertmüller (Libretto: Dea Loher) zur Uraufführung bringen und im Mai



**Wiener
Sängerknaben
mit Klaus Maria
Brandauer**

schließlich an der Deutschen Oper am Rhein Tschaikowskis *Pique Dame*.

„Sicher ist man manchmal schizophran, an einem Tag taucht man in Puccini ein, am anderen Tag in Mozart, und dazwischen hat man Bauprobe für *Pique Dame*. Aber das ist das Business, auch wenn man manchmal lieber erst an dem nächsten Stück zu arbeiten beginnen würde, wenn das andere abgeschlossen ist“, sagt sie.

Jüdischer Großvater aus Wien

Wir treffen einander, nein, ausnahmsweise nicht in der Oper, sondern im schattigen Gastgarten des Hotels am Brillantengrund, einer charmanten, familiären Vintage-Unterkunft in Wiens siebtem Bezirk. Es ist eine Stadt, zu der die 1978 in Connecticut/USA geborene Künstlerin auch familiäre Bindungen hat: Ihr jüdischer Großvater wurde hier 1914 geboren, in der Zwischenkriegszeit managte er das Ronacher Theater, war mit den Komponisten seiner Zeit befreundet, erzählte der Enkelin von Frühstückten mit Franz Léhar: „Aber meine Großeltern haben immer gesagt, die Menschen oben auf der Bühne haben Spaß, aber die unten im Publikum schlafen ein. Sie mochten die Oper gar nicht.“

1938 flüchteten Steiers Großeltern

vor der braunen Pest in die USA, 1942 kehrte Steier senior als Spion und Übersetzer ins Nazi-Reich zurück: „Sein Aussehen schützte ihn, er war hellhäutig und hellhaarig und sah nicht sehr jüdisch aus.“ Dass seine Enkelin siebzig Jahre nach seiner Emigration ausgerechnet von Deutschland aus die Opernwelt erobern sollte, sah er mit gemischten Gefühlen, vor allem aber auch mit Humor: „Ich konnte kein Wort Deutsch, als ich mit dem Fulbright-Stipendium nach Europa kam. Als ich dann einmal wieder zu Hause war und ihn im Altersheim besuchte, wo er mit anderen Österreichern herumhing, die alle jüdisch waren, sagte ich zu ihm: ‚Grandpa, jetzt ist es an der Zeit, dass wir zwei deutsch reden.‘ Er brach in Lachen aus und meinte nur, welch hässlichen Berliner Akzent ich wohl hätte. Und als ich ihm erzählte, dass ich seit vielen Jahren jeden Sommer in Schladming Urlaub mache, sagte er immer, dass die Berge braun sind. Ich glaube, er hoffte insgeheim, dass ich einen netten jüdischen Mann kennenlerne und mit ihm nach New York ziehe.“

Doch daraus wurde – zumindest bisher – nichts. Steier wurde gleich für ihre erste Inszenierung 2009 am Deutschen Nationaltheater zur „Neuentdeckung des Jahres“ gekürt. Dabei

wollte sie ursprünglich Sängerin werden, und wer weiß, wenn sie in Europa studiert hätte, wäre auch was draus geworden. „Es ist nämlich ein gravierender Unterschied, was Sänger in Europa oder in den USA machen dürfen. Amerikanische Bühnen sind furchtbar reaktionär! In Europa hingegen muss man eine Interpretationsebene finden, genau das ist in den USA unerwünscht. Aber das ist doch das Interessanteste: In die Tiefe vorzudringen, zu fragen, was uns das Stück heute zu sagen hat, auf die Musik und die Partitur einzugehen und ihre Farben rausmassieren, statt nur die Handlung sklavenhaft zu erzählen. Daher habe ich entschieden, Theaterregie zu studieren und nicht einen Master in Gesang zu machen.“

Außerdem, fügt sie verschmitzt hinzu, sei sie jemand, der es schwerfalle, sich unterzuordnen: „Als Sänger bekommt man von so vielen Menschen – Coaches, Dirigenten, Regisseuren, Assistenten – gesagt, was man tun soll. Die große Kunst ist da, trotz aller auf einen einprasselnden Kommandos man selbst zu bleiben.“

Basis, Ausgangspunkt all ihrer Regieeinfälle ist immer die Partitur. Die Oper liebe sie, weil sie die Möglichkeit bietet, Musik sichtbar zu machen: „Das liebte ich schon als kleines Mädchen. Anfangs wusste ich ja gar nicht, dass Opern auch Texte haben, Italienisch oder Deutsch verstand ich sowieso nicht. Aber ich war in die Musik versunken, habe mir immer Bilder dazu ausgedacht. Und bin in der glücklichen Position, dies jetzt auch beruflich machen zu dürfen.“

Saltcastle kennt niemand

Eigentlich, sagt sie, habe sie sich ja um die *Zauberflöte* wahrlich nicht gerissen, schließlich gelte sie in ihrer Vielschichtigkeit als eine der schwierigsten Aufgaben für jeden Regisseur, nicht zuletzt, weil jeder Mensch sie

kennt – oder zumindest zu kennen glaubt, Lieblingsinszenierung inklusive. Als Festspiel-Intendant Markus Hinterhäuser, damals noch Intendant der Wiener Festwochen, sie vor drei Jahren nach ihrer spektakulären *Jephta*-Premiere fragte, ob sie sich Gedanken zu Mozarts Singspiel machen wollte, war sie zunächst einmal skeptisch. „Natürlich ist auch Salzburg einschüchternd! Ich musste das immer ein bisschen wegdenken. Wenn mich wer gefragt hat, wo ich gerade arbeite, antwortete ich daher immer: In ‚Saltcastle‘. Das kennt niemand“, sagt sie vergnügt. „Es geht mir nicht darum, irgendwann an der Met zu inszenieren, sondern darum, eine Geschichte gut zu erzählen.“ Und negative Kritiken, die es für ihren herausfordernden, ungewöhnlichen Regiestil natürlich auch gibt? „Wichtiger ist für mich, wie das Publikum reagiert. Ob es berührt ist. Das österreichische Publikum ist sehr gebildet, es hat hohe Ansprüche. Begeisterung hervorzurufen, zum Denken zu inspirieren, ist eine Herausforderung.“

Dass ihr erstes, eher konventionelles *Zauberflöte*-Konzept von Markus Hinterhäuser abgelehnt wurde, verheimlicht sie nicht. „Das war’s mit

Salzburg“, habe sie sich damals gedacht. War es aber nicht, Hinterhäuser wollte sie und ihre kühnen Visualisierungen, ihren funkelnden Intellekt, ihren umwerfenden Witz, ihre raum-, zeit- und bahnbrechende Kunst, ihren mitreißenden Mut, ihr profundes Musikverständnis, ihren Sinn für laute und leise (Klang-)Farben. Also machte sie sich noch einmal, radikaler diesmal, an die Arbeit, las, hörte, stöberte, fantasierte, schaute. Und ließ sich von *Little Nemo in Slumberland*, Windsor McCays Comicserie aus dem Jahr 1907 sowie vom Fantasyfilm *The Princess Bride (Die Braut des Prinzen)* aus den 1980er-Jahren inspirieren. Als Rahmenhandlung liest in Steiers optisch virtuoser *Zauberflöte* der Großvater (gespielt von Klaus Maria Brandauer) seinen drei, von Wiener Sängerknaben verkörperten Enkeln die *Zauberflöte* als Gute-Nacht-Geschichte vor, Fantasie- und reale Welt verschwimmen ineinander.

Kein „Iss-bitte-dein-Gemüse“-Theater

Angesiedelt hat sie ihre überbordende, vielschichtige, grellbunte, erschreckend wunderbare, artistische Märchenrevue in Wien am Vorabend



© LUKAS BECK

Ihren Hauptwohnsitz hat Lydia Steier samt Lebensgefährten und französischer Bulldogge in Berlin aufgeschlagen. Die vielfach ausgezeichnete Spezialistin für bildgewaltiges Musiktheater vom Barock bis zur Gegenwart inszeniert bis zu vier Opern jährlich.



© RUTH WALZ

Die „Zauberflöte“ 2018: Matthias Goerne und Christiane Karg

des ersten Weltkriegs. Ihre von Zastro auferlegte Mutprobe bestehen Tamino und Pamina vor einer Vidiwall, über die Kriegsszenen flimmern. „Ich möchte immer herausarbeiten, was uns der Stoff heute erzählt. Gleichzeitig will ich keine aktuelle Bildsprache benützen, 2018, Flüchtlinge, Kriege. Es gibt Regisseure, die das können, aber das ist nicht mein Ding. Ich brauche eine gewisse ästhetische Distanz, um die Heutigkeit per Assoziation sichtbar zu machen. Wenn etwas auf der Bühne aussieht wie ein BBC-Bericht, steige ich aus. Verkopftes ‚Iss-bitte-dein-Gemüse‘-Theater ist nicht meins. Ich komme aus einer Kultur, wo man lebt

und stirbt für die Tatsache, dass man Karten verkauft, mir geht es deshalb darum, Denkanstöße anzubieten, aber auch etwas Sinnliches: also Show und Spektakel.“

Als nächsten Karriereschritt würde Lydia Steier gern einen Film machen, doch die Zeit, ihn zu planen, fehlt in ihrem prallgefüllten Terminkalender – noch. Warum interessiert sich eine der erfolgreichsten jungen Opernregisseurinnen für das Medium Film? „Mich interessiert die Absolutheit des Films. Nach dem Schnitt ist es getan. Wenn der Film herauskommt, wird er nie mehr anders, auch wenn er das 13. Mal gezeigt wird, bleibt er gleich.

Das ist bei Live-Aufführungen wie der Oper definitiv nicht so. Live ist großartig, magisch. Aber wenn jemand erkrankt, gibt es Umbesetzungen, jemand anderer wird eingeflogen. Und alles, woran man mit dem ursprünglichen Sänger, der Sängerin gearbeitet hat, all die schönen Details, an denen man während der Probe gefeilt hat, sind weg. Das ist schmerzlich. Natürlich ist der Gesang wichtiger als die Details, aber ihr Fehlen kann die Aussage eines Abends verändern. Und außerdem“, sagt sie, „kann man im Film zwar nicht so megafette Bilder wie auf der Bühne zeigen, aber dafür größere Intimität.“

nu

Um die *Zauberflöte* habe sie sich wahrlich nicht gerissen, schließlich gelte sie in ihrer Vielschichtigkeit als eine der schwierigsten Aufgaben für jeden Regisseur, nicht zuletzt, weil jeder Mensch sie kennt – oder zumindest zu kennen glaubt, Lieblingsinszenierung inklusive.

Bebauen und Behüten

VON PAUL CHAIM EISENBERG

Wir Juden feiern immer im Herbst unser Neujahrsfest, Rosch Haschana, das eigentlich Kopf des Jahres heißt und uns die Möglichkeit gibt, über das letzte Jahr zu reflektieren und das neue Jahr besser zu beginnen. In der Tora steht kein Ereignis, das diesem Feiertag zuzuordnen ist. Im Talmud wird allerdings festgestellt, dass Rosch Haschana der Jahrestag der Schöpfung der Welt ist, eigentlich der Schöpfung der ersten Menschen Adam und Eva. Von dort leiten wir auch die Jahreszählung des jüdischen Kalenders ab. Wir beginnen nun das jüdische Jahr 5779. Wissenschaftler haben festgestellt, dass es die Erde und das Weltall schon viel früher gab als vor 5000 Jahren. Aber diesen Gelehrtenstreit wollen wir nicht zum Thema unserer heutigen Gedanken machen.

Im 2. Kapitel der Genesis (Bereshit) beschreibt die Tora, dass der Ewige die ersten Menschen aus dem Staub des Erdbodens schuf; und gleich im nächsten Vers heißt es, dass er für sie einen wunderbaren Garten, den Garten Eden, schuf; und im Vers 15: „Und es nahm der Ewige die Menschen und setzte sie in den Garten Eden, ihn zu bebauen und zu hüten.“ Aus diesem Vers ist schon zu entnehmen, dass Adam und Eva nicht wie im Schlaraffenland auf dem Rücken lagen, während ihnen gebratene Tauben in den Mund flogen, sondern – zumindest war es so der Plan –, dass sie diesen Garten bebauen und hüten sollten.

In einem Vortrag über Umweltschutz hatte ich den Gedanken, dass in diesen zwei Worten – bebauen und hüten – die Parameter für Technologie und Ökologie gesetzt wurden.

Den Garten bebauen heißt, dass es uns erlaubt oder sogar geboten ist, den Schöpfungsprozess des Ewigen weiterzuführen. Zuerst hatte ja Gott die Welt erschaffen und so auch diesen Garten. Und wenn man fundamentalistisch denkt, dann könnte man der Meinung sein, dass wir Menschen in Gottes Schöpfungsprozess nicht ein-

greifen dürfen. Aber die sechstägige Schöpfungsgeschichte ist vielmehr die natürliche Voraussetzung für den Fortbestand der Erde. Nicht ganz zufällig folgt dann der Schabbat, an dem Gott ruhte und den Menschen danach die Welt, die Natur, überantwortete. Kehren wir nochmal zu dem Vers zurück, den Garten zu bebauen und zu hüten.

Bebauen heißt, dass wir auch Technologie entwickeln können, um den Fortbestand oder eine Weiterentwicklung dieses Gartens zu gewährleisten. Es gab zwar dort Flüsse, die den Boden bewässerten. Aber wenn der Mensch – was dann auch sehr bald wahr wurde – aus dem Garten hinausging und woanders lebte, dann durfte, sollte er auch dort Felder, Wälder und Gärten kultivieren und die Geräte hierzu herstellen. Das heißt, diese Aufgabe inkludiert auch das Herstellen von Werkzeugen aus Holz und Metall, Schaufeln, Pflüge und so weiter. Aber da muss die Schöpfungskraft des Menschen noch nicht zu Ende sein. Es spricht auch nichts dagegen, dass der Mensch Fuhrwerke, dann Züge, Autos und Flugzeuge entwickelt, wenn der Zweck ist, auch einen fernen Garten zu erreichen und zu „bebauen“, das heißt: die Welt zu entwickeln. Das kann im weitesten Sinn bedeuten, dass das Judentum nicht technologiefeindlich ist, also nicht gegen den technischen Fortschritt wie moderne Kommunikationsmittel, Computer und Internet.

Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn man Obst pflückt, Gemüse schneidet und Getreide erntet und in weiterer Folge daraus Brot bäckt. Das ist keine Zerstörung der Natur, der Sinn der Sache ist, dass man Getreide wieder sät und die Früchte am Baum auch ohne Säen wieder nachwachsen.

NU: Wie ist es aber, wenn nun die Menschen Holz hacken, weil sie es für ihre Häuser und für das Papier ihrer Zeitschriften brauchen? Nu, was sagt jetzt der Rabbiner?

Hier sagt der Rabbiner, man darf einen Bibelvers nicht zur Hälfte lesen, sondern man muss den ganzen Vers lesen. Denn das zweite Verb in die-

sem Vers heißt: hüten. Und „hüten“ bedeutet, dass wir die Natur nicht zerstören dürfen. Wenn man den Weizen abschneidet, zerstört man das Feld ja nicht, sondern bereitet es für die nächste Aussaat vor. Wenn man also Holz hackt, aber darauf Rücksicht nimmt, dass noch genug Bäume für die nächsten Jahre stehen bleiben und neue gepflanzt werden und nachwachsen, dann haben wir die Natur noch gehütet.

Ein extrem gegenteiliges Verhalten wäre etwa das Abholzen des Regenwaldes. Das biblische „Hüten“ setzt uns Schranken vor dem exzessiven Blick auf Fortschritt auf Kosten der Natur, die behütet bleiben soll und nicht ausgebeutet werden darf.

Es gehört zu den Aufgaben eines Rabbiners, aus einfachen biblischen Texte einen zeitgemäßen Kontext herzustellen.

Ein weiteres Beispiel wäre, dass die Existenz von Fabriken, in denen Rohstoffe erzeugt und verarbeitet werden, zur Entwicklung der Menschheit dazugehört. Wenn aber das CO₂, das aus den Schornsteinen quillt, die Umwelt oder die Atmosphäre der ganzen Welt schwer beschädigt, muss das Bebauen eingeschränkt werden, um das Hüten zu gewährleisten. Das ist Aufgabe der Wirtschaft und auch der Politik.

Aber auch wir kleinen Menschen können einen Beitrag zum Behüten leisten: Indem wir als Konsumenten beim Einkaufen auf Plastiksackerln verzichten, wieder zu Glas- statt Plastikflaschen greifen und die Industrie dadurch auch zu einem Umdenken in ihrer Produktion bewegen. Das Gleiche gilt für Trinkhalme aus Plastik. Früher hießen sie Strohhalme, weil sie auch tatsächlich aus Stroh gemacht waren. Und dahin sollten wir wieder zurückkehren. Auch bei der Mülltrennung können und sollen wir alle unseren Beitrag leisten. Das Schönste daran ist, dass diese Selbsteinschränkung uns letzten Endes belohnen wird.

Ein schönes, süßes und gesundes Jahr wünscht Euch Euer Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg!

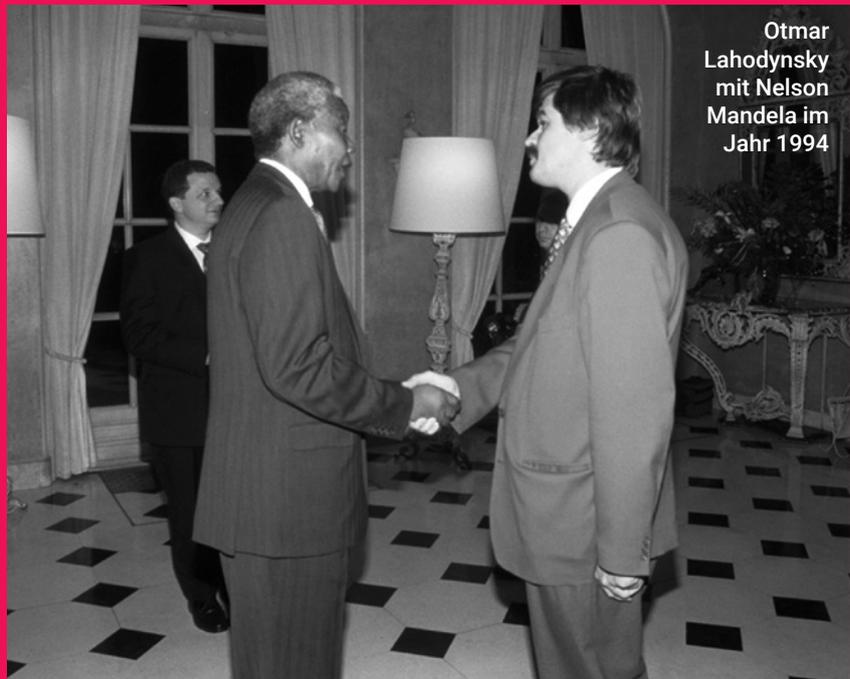
Mandela: Judentum als Modell

Zu 100. Geburtstag von Nelson Mandela: Der Friedensnobelpreisträger lobte die jüdische Gemeinde für ihren Sinn für Zusammenhalt und Gemeinschaft. Erinnerungen von *Otmar Lahodynsky*.

Es war ein denkwürdiger Auftritt. Nelson Mandela, Friedensnobelpreisträger und neugewählter Präsident Südafrikas, besuchte 1994 Brüssel. Und die jüdische Gemeinde Belgiens richtete für ihn einen Abendempfang im Schloss La Hulpe aus. Mein Freund Maram Stern, heute Vizepräsident des World Jewish Congress, hatte mich dazu eingeladen.

Mandela, der 1964 wegen Umsturzplänen und Sabotage in Südafrika zu lebenslanger Haft verurteilt worden war, kam erst 1990 frei. Die ersten 18 Jahre seiner Haft verbrachte das prominente Mitglied des „African National Congress“ (ANC) auf Robben Island in einer winzigen Zelle, wo er auf einer Strohmatte schlafen und tagsüber in einem Steinbruch arbeiten musste.

Bei der Gala-Feier in Brüssel erlebten die Gäste sein Charisma und seine Herzlichkeit. In seiner launigen Tischrede erzählte Mandela von seiner Jugend in Johannesburg. Der spätere Jurist arbeitete 1941 in der jüdischen Anwaltskanzlei Witkin, Sidelsky and Eidelman als Bote. Die Kanzlei wurde von Lazar Sidelsky, einem liberalen Juden, der mit den Anliegen des ANC sympathisierte, geleitet. In der Firma lernte er den jü-



Otmar Lahodynsky mit Nelson Mandela im Jahr 1994

© SERGE WEINBERG/WORLD JEWISH CONGRESS

dischen Kommunisten Nat Bregman kennen, der sein erster weißer Freund werden sollte.

Mandela berichtete aber mehr von seinem damaligen Arbeitsalltag. Täglich wurde er damals beauftragt, das Mittagessen für alle Mitarbeiter von einem koscheren Restaurant zu holen, das am anderen Ende der Stadt lag. Das nahm fast eine Stunde in Anspruch. Nach einiger Zeit begehrtete Mandela auf. Gab es denn kein näher liegendes Unternehmen, fragte er seinen Chef. Am nächsten Tag gab es ein Fahrrad für Mandela, aber der Auftrag blieb gleich: Er musste weiter das Essen vom gewohnten Lieferanten holen.

„Diese Einigkeit und das Zusammengehörigkeitsgefühl, wie es damals in der jüdischen Gemeinde in Südafrika herrschte, sollte Vorbild für das neue Südafrika sein“, erklärte Mandela in seiner Tischrede unter Applaus der Gäste.

Doch sein Wunsch ging nur teilweise in Erfüllung. Denn nach dem Ende des Apartheid-Regimes in Südafrika kam es weiterhin zu Spannungen und Gewalt zwischen den ethnischen Gruppen des Landes. Mandela bemühte sich um Aussöhnung und wurde 1994 in den ersten freien Wahlen zum Präsidenten gewählt. In seiner ersten Amtszeit wurde eine neue Verfassung verabschiedet, es gab politische und wirtschaftliche Reformen. Der Kampf gegen die Armut, die Landreform und ein leistbares Gesundheits- und Bildungssystem standen im Vordergrund.

Eine zweite Amtszeit lehnte Mandela 1999 ab und konzentrierte sich auf seine Stiftung, den Einsatz gegen die Ausbreitung von AIDS und seine Arbeit als Vorsitzender der paktfreien Bewegung. Sein Tod im Jahr 2013 löste weltweite Anteilnahme aus.

nu



Schwarze und weiße Südafrikaner hoffen, dass der seit Februar 2018 amtierende Staatspräsident, der Multimillionär Cyril Ramaphosa, das Land in wirtschaftlich und gesellschaftlich neue Zeiten führen wird.

Nicht Rache, sondern Freiheit

VON ANDREA SCHURIAN (TEXT UND FOTOS)

Das Land gehöre Schwarzen und Weißen gleichermaßen – man würde sich als Europäer daher sofort zu Hause fühlen, sagte Aletta Mokhoana, Mitarbeiterin der südafrikanischen Botschaft in Wien, um mich auf die Südafrika-Reise einzustimmen. Das ist richtig. Einerseits. Doch andererseits sprechen die Cape Flats, die Townships von Kapstadt, eine andere Sprache. Die Blechhütten, oft ohne Strom, erzählen davon, dass die Armut immer noch überwiegend schwarz ist und der Wohlstand weiß.

Mpendulo Yawa, Siyabulela Gqola, Xolani November und Loyiso Dlova sind in Gugulethu aufgewachsen, zur Schule gegangen – und mittlerweile weit über die Grenzen ihrer Kapstädter Township hinaus als die vier Gugulethu-Tenöre bekannt. Sie sind bei einer Plattenfirma unter Vertrag, die Fußball-WM 2010 war eine Art Kickoff für das Debütalbum der charismatischen Autodidakten, die Klassik mit afrikanischer Musik mixen, weiße und schwarze Kultur. Ihre Mission: „Wir sehen uns als Rolemodels für die

Rangerin
Careline, deren
Vorfahren unter
den ersten
jüdischen
Einwanderern
waren.



Jugendlichen in den Townships. Wir wollen ihnen einen Weg ohne Drogen und Gewalt vorleben und zeigen, dass auch uns Township-Kids die Welt offensteht.“

Der sechsköpfigen Ikamva Marimba Band steht immerhin die hippe Kapstädter Waterfront als Bühne offen, sie haben bereits CDs auf den Markt gebracht, ihre „Memories of Cape Town“-CD beispielsweise ist auch in Europa erhältlich. Ihre fünf Mitglieder kommen aus Khayelitsha, der am schnellsten wachsenden und mit zwei Millionen Einwohnern zweitgrößten Township Südafrikas, mit einer Arbeitslosenrate weit mehr als 60 Prozent. „Ikamva“ heißt übrigens Zukunft in der Sprache der Xhosa.

Der Weg in diese friedliche, freie und schöne Zukunft ist steinig und immer noch lang. Zwar hat Südafrika das höchste Bruttoinlandsprodukt auf dem afrikanischen Kontinent. Aber die Arbeitslosigkeit liegt 2018 offiziell bei etwa 28 Prozent (sie ist seit 2008 kontinuierlich um insgesamt 6 Prozent gestiegen), inoffiziell spricht man allerdings von bis zu 40 Prozent, die überwiegende Mehrheit der Arbeitslosen ist schwarz. Wer schwarz und jung ist, hat, was einen guten Job angeht, die schlechtesten Karten. Bildung ist ein kostbares – und teures Gut. Selbst öffentliche Schulen sind kostenpflichtig, weshalb viele (vor allem europäische Ferienhausbesitzer) ihren Putzfrauen

und Gärtnern zusätzlich zum Lohn das Schulgeld für deren Kinder bezahlen.

Ein „ernstes Problem“

Wirtschaftliche statt politische Apartheid: Moeletsi Mbeki, Bruder des ehemaligen Präsidenten Thabo Mbeki und Mitarbeiter des Instituts für internationale Angelegenheiten, beklagt in Interviews immer wieder, dass die breite Masse der ehemals diskriminierten Bevölkerung auch unter der Regierungspartei ANC (African National Congress) so wenig Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung habe wie zuvor. Laut Global Corruption Barometer von Transparency International halten 65 Prozent der Bevölkerung Korruption für ein „ernstes Problem“. Schwarze und Weiße setzen ihre Hoffnung nun in den neuen Staatspräsidenten, Cyril Ramaphosa. 1952 in Soweto geboren, ist er heute mit geschätzten 450 Millionen US-Dollar der zwölftreichste Mann des Landes. Dieses Vermögen, so hoffen die Südafrikaner, macht ihn auch im höchsten Amt des Staates unbestechlich. Ramaphosa trat im Februar 2018 die Nachfolge seines in allerhand Bestechungsskandale verwickelten ANC-Parteigenossen Jacob Zuma an, gegen den nun Ermittlungen wegen Korruption, illegalem Waffenhandel und Diebstahl von Staatsvermögen ermittelt wird. Zuma ließ sein privates Domizil auf Staatskosten um 246 Mil-

lionen Rand (rund 17 Millionen Euro) umbauen. Zum Vergleich: 40 Prozent der schwarzen Bevölkerung leben mit weniger als 350 Euro pro Jahr.

Andererseits ist die Regenbogennation das politisch stabilste und verhältnismäßig sicherste Land der Region, rohstoffreich, voller atemberaubender Naturschönheiten, weiter Landschaften, gleißender Strände, pulsierender Städte, entgegenkommender, offener Menschen, aufregender Kulturen. Die südafrikanische Wirtschaft ist die stärkste des Kontinents, die Verfassung eine der liberalsten weltweit.

„Dieses Land gehört nicht mehr uns“

Eng an eng Hütten, ein paar Ziegen auf der staubigen Sandstraße. Eine Frau zeigt uns ihren ganzen Stolz: zwei Zimmer für die zehnköpfige Familie, eigene Küche, ein winziges Badezimmer und ein grieselndes Fernsehgerät. Aber immerhin: sie müssen das kleine Häuschen nicht mit anderen Familien teilen. Auf engstem Raum leben oft drei, vier Familien, bis zu acht Menschen schlafen in einer engen Kammer, teilen sich eine Küche und einen Waschplatz. Kinder laufen neben dem Auto her: „What’s your name, Mama?“ Für zehn Rand werden sie aufs Auto aufpassen, während wir bei Mzoli’s essen. In, genauer gesagt, vor dieser Hütte in Gugulethu versammeln sich Weiße wie Schwarze zum Braai, dem

traditionellen Grillen, und feiern ihre gemeinsame Zukunft. Ja, hier will eine Nation friedlich zusammenwachsen, allen historischen und rassistischen Ungeheuerlichkeiten zum Trotz.

Es ist ein Prozess, der von der schwarzen Mehrheit Geduld, Toleranz und nicht zuletzt von der weißen Minderheit Vertrauen erfordert: „Der ökonomische Unterschied lässt sich nicht wegdiskutieren. Es dauert, bis die Menschenrechte wirklich installiert sind. Wir wollten nicht eine Gruppe zugunsten der anderen enteignen. Das Eigentum unserer weißen Mitbürger wurde nicht angetastet und ist geschützt. Das war Teil der Vereinbarung zwischen dem ANC und dem Apartheid-Regime“, sagt Tebogo Seokolo, Südafrikas Botschafter in Österreich, aufgewachsen in einer Township nahe Johannesburg.

Carelina ist Rangerin in einem privaten Naturresort in der Karoo – dort, wo früher die Buschvölker der San und Khoi lebten. Sie ist eine kundige Führerin zu deren jahrtausendealten

Höhlenmalereien, sicher pilotiert sie den offenen Jeep so nahe wie möglich an den Badeplatz der Elefanten, fährt neben den Zebra- und Giraffenherden her, deutet auf das Löwenpärchen, das in der Sonne döst, und führt uns mit geschultertem und entschertem Gewehr durch die Buschsavanne zu Lagerplätzen der Geparden. Geboren wurde Careline 1992, zwei Jahre vor dem Ende der Apartheid, in eine jüdisch-christliche Burenfamilie: „Ich werde nie vergessen, wie mich mein Vater als kleines Mädchen an der Hand nahm und sagte: ‚Dieses Land gehört nicht mehr uns.‘ Er hatte Angst vor der Zukunft. Würde ein Alien landen, ich könnte ihm Apartheid nicht erklären.“

Carelines Vorfahren waren unter den ersten jüdischen Einwanderern, die vor 200 Jahren ins Land kamen, 1912 schließlich wurde als Dachverband der südafrikanischen jüdischen Gemeinden, der „South African Jewish Board of Deputies“, gegründet. Ab 1933 flohen etwa 7000 deutsche und

österreichische Juden vor der immer gefährlicher werdenden braunen Pest nach Kapstadt, doch mit einem Einwanderungsgesetz, dem sogenannten Aliens Act, wurde der Immigration 1937 ein Riegel vorgeschoben. Das letzte Flüchtlingsschiff mit 600 deutschen Jüdinnen und Juden an Bord durfte im Oktober 1936 anlegen – und wurde mit einer antisemitischen „Protestdemonstration“ empfangen. Erst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Einreisebestimmungen wieder gelockert. Heute leben etwa hunderttausend Juden in Südafrika, das sind 0,2 Prozent der Gesamtbevölkerung. Sie haben in den letzten Jahren zunehmend mit antisemitischen, als Kritik an Israel getarnten Übergriffen zu kämpfen.

Zwar herrscht in der Regenbogensnation Religionsfreiheit. Doch wie während der Zeit der Rassentrennung wird die Bevölkerung auch heute noch nach Hautfarbe gezählt: Mehr als vierzig Millionen (79,8 Prozent) sind schwarz, rund vier Millionen (8,7



Die Regenbogensnation ist das politisch stabilste und verhältnismäßig sicherste Land der Region, rohstoffreich, voll atemberaubender Naturschönheiten, weiter Landschaften, gleißender Strände, pulsierender Städte, offener Menschen, aufregender Kulturen.

Heute leben etwa hunderttausend Juden in Südafrika, das sind 0,2 Prozent der Gesamtbevölkerung. Sie haben in den letzten Jahren zunehmend mit antisemitischen, als Kritik an Israel getarnten Übergriffen zu kämpfen.

Prozent) weiß; neun Prozent (4,27 Millionen) farbig, Asiaten machen 2,5 Prozent der Bevölkerung aus.

„Es sind nicht die Weißen, die wir bekämpfen“

Pretty Yende gehört zu den 79,8 Prozent, geboren wurde sie 1985 in der Township von Piet Relief, nahe der Grenze zu Swasiland, neun Jahre erlebte sie noch die Apartheid. 2009 gewann sie zum ersten Mal in der Geschichte des Belvedere-Gesangswettbewerbs alle vier Preise (Oper, Operette, Publikums- und Medienpreis), im Januar 2013 debütierte die Sopranistin mit sensationellem Erfolg an der Metropolitan Opera in New York, sie sang gemeinsam mit Anna Netrebko und wurde an allen bedeutenden Opern- und Konzerthäusern weltweit bejubelt, am Theater an der Wien etwa sprang sie vor fünf Jahren für die erkrankte Cecilia Bartoli ein. „Ich bin“, begründet sie den weiten Weg von einer südafrikanischen Township in die internationalen Kulturmetropolen, „in einer Familie aufgewachsen, in der immer klar war, dass alle Menschen gleich sind.“

In Montagu, einem beschaulichen Städtchen im Landesinneren, stehen am Tor zur Township immer noch die während der Apartheid geltenden Ausgehzeiten: Geschlossen ab 17 Uhr. „Meine Kinder sind Born Frees, die können sich das gar nicht mehr vorstellen. Aber meine Generation hat die Brutalität des Apartheid-Regimes noch erlebt. Nach fünf Uhr durften wir nicht mehr in der Stadt sein“, erzählt Botschafter Seokolo. „Natürlich waren wir wütend! Aber Mandela sagte immer, es sind nicht die Weißen, die wir bekämpfen. Man muss das System zerstören, Schwarze und Weiße durch den Demokratisierungsprozess befreien. Wir mussten die Gegner überzeugen, dass Südafrika nur im Dialog eine gemeinsame Zukunft haben kann. Schwarzer Rassismus ist ebenso wie weißer Rassismus gegen die Menschlichkeit.“ Vielleicht, fügt er noch an, sei es für die Weißen ein bisschen schwerer, mit Schwarzen zusammenzuarbeiten, als umgekehrt: „Sie wissen, was sie uns angetan haben. Aber wir wissen auch alle, in welche Richtung sich die Gesellschaft bewegen soll.“

Die Richtung zeigte Nelson Mandela 1964 vor, als er beim berühmten „Rivonia-Prozess“ sagte: „Mein teuerstes Ideal ist eine freie und demokratische Gesellschaft, in der alle in Harmonie mit gleichen Chancen leben können. (...) Wenn es notwendig ist, ist dies ein Ideal, für das ich zu sterben bereit bin.“ Der UN-Sicherheitsrat konnte zwar die Todesstrafe abwenden, aber wegen „terroristischer Umsturzversuche“ verschwand Mandela für 27 Jahre hinter den Gefängnismauern von Robben Island – heute übrigens eine Touristenattraktion, besonders schön ist bei der Rückfahrt die Sicht auf das in der Abendsonne glühende Kapstadt. Dreißig Jahre später, 1994, rief Mandela in seiner Antrittsrede den Menschen aller Hautfarben seines Landes zu: „Wir werden eine Gesellschaft errichten, in der alle Südafrikaner, Schwarze und Weiße, aufrecht gehen können, ohne Angst in ihren Herzen, in der Gewissheit ihres unveräußerlichen Rechts der Menschenwürde, eine ‚Regenbogennation‘ im Frieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt.“

Einer seiner letzten Wünsche war ein Krankenhaus für Kinder aller Hautfarben und sozialen Schichten. Schätzungen zufolge sterben in Südafrika 44 von tausend Neugeborenen, bevor sie ein Jahr alt werden. Der Nelson Mandela Children's Hospital Trust will diese Zahl um zwei Drittel senken. Im Juli 2014 – der Friedensnobelpreisträger wäre 88 Jahre alt geworden – war Spatenstich für das Nelson Mandela Children's Hospital in Johannesburg, vor zwei Jahren wurde es eröffnet. Neben einem Kinderkrankenhaus in Nairobi und zwei in Kairo ist es das erst vierte Kinderspital auf dem afrikanischen Kontinent, auf dem rund 450 Millionen Kinder leben. Die Kinder sind die Zukunft, das Krankenhaus ein Meilenstein auf dem Weg in jene Zukunft, die Mandela für sein Land erträumt hat. Ikamva. Zukunft. *nu*



Literarische Stimme Südafrikas

Am 20. November wäre Nadine Gordimer 95 Jahre alt geworden. Die aus der jüdischen Oberschicht stammende südafrikanische Literaturnobelpreisträgerin war Lieblingsschriftstellerin und enge Freundin von Nelson Mandela und kämpfte lebenslang gegen Apartheid und Rassendiskriminierung.

VON ANDREA SCHURIAN



© CC BY 3.0/BENGT OBERGER

Man müsse, sagte Nadine Gordimer einmal, immer in Opposition zur Gesellschaft stehen – auch zu der, für die man selber gekämpft habe. Ihr lebenslanger, mit aller literarischen Eloquenz geführter Kampf richtete sich gegen Rassismus, gegen Korruption, Misswirtschaft, Ungerechtigkeit und Zensur. Nur ein Jahr vor ihrem Tod im Juli 2014 und knapp zwanzig Jahre, nachdem sich ihr Traum vom Ende der Apartheid in ihrer Heimat Südafrika

erfüllt hatte, rechnete die damals 89-jährige Schriftstellerin in ihrem letzten (dem 15.) Roman *Keine Zeit wie diese* (Berlin Verlag) schonungslos mit der Entwicklung des African National Congress (ANC), mit den vergebenen Chancen der neuen Herrscher ab. Sie tat es voll jugendfrischer Wut, kraftvoll, nüchtern, radikal, unbestechlich.

Aus Revolutionären, die wegen der Rassengesetze heimlich heiraten mussten, werden Bürger, stellte sie anhand

„Die gesellschaftliche Verpflichtung des Schriftstellers ist die Aufrichtigkeit“, sagte Nadine Gordimer. Literatur müsse als Ausdruck der Freiheit des Geistes „selbstverständlich auf der Seite der Unterdrückten“ stehen.

der Geschichte von Steve – weiß – und seiner Frau Jabulile – schwarz – illusionslos fest. *Beethoven war ein Sechzehntel schwarz* war der provokante Titel einer Kurzgeschichte, in der sie die wendehälsische (weiße) Mittelschicht beschrieb, die – nach Ende der Rassentrennung – ja eigentlich immer schon auf Seiten der Schwarzen gewesen sein wollte. In ihrem ersten, 1953 erschienenen und stark autobiografisch geprägten Roman *Entzauberung* schilderte sie die (verlogene) Kindheit und Jugend einer weißen Südafrikanerin englischer Abstammung.

Publikationsverbot

Gordimer gehörte der weißen südafrikanischen Oberschicht an, ihr Vater war ein aus Litauen eingewanderner jüdischer Juwelier, die Mutter Engländerin. Bereits mit vierzehn veröffentlichte sie ihre erste Kurzgeschichte, mehr als 200 sollten folgen. Fast alle sind anlässlich ihres 90. Geburtstags in den Erzählbänden *Erlebte Zeiten* und *Bewegte Zeiten* versammelt, die sie ihrem 2001 verstorbenen Mann, dem jüdischen Galeristen und Kunsthändler Reinhold Cassirer, widmete. Der in Berlin geborene Unternehmersohn und Neffe des Philosophen Bruno Cassirer emigrierte 1935 nach Südafrika, nachdem sich sein Stiefvater Alfred Fürstenberg, der als Jude mit Berufsverbot belegt worden war, erschossen hatte, als ihn die SS abholen wollte.

Zu ihrem neunzigsten Geburtstag wurde die Grande Dame der südafrikanischen Literatur auch nach neuen Romanideen befragt; und mit dem ihr eigenen, trockenen Humor antwortete sie: „Nun, meine wirklichen Autorentage sind vorüber. Ich denke nicht, dass ich noch einen Roman schreiben werde. Wenn ich Bücher lese von Schriftstellern, die es nicht mehr drauf haben... – das will ich nicht. Ich bin nicht bereit, etwas Zweitklassiges zu schreiben.“

Das Erstklassige, das die Lieblingsschriftstellerin und enge Freundin Nelson Mandelas schrieb, wurde unter anderem 1974 mit dem Booker Prize und 1991 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet: „Für ihre epische Dichtung, die der Menschheit einen großen Nutzen erwiesen hat und durch die tiefen Einblicke in das historische Geschehen dazu beiträgt, dieses Geschehen zu formen“, so die Begründung des Nobelkomitees. Immer wieder wurde Gordimer vom Apartheidregime, das sie seit der gesetzlichen Verankerung der Rassentrennung 1948 vehement bekämpfte, mit Publikationsverboten belegt.

Gesellschaftliche Verpflichtung

Doch „die gesellschaftliche Verpflichtung des Schriftstellers ist die Aufrichtigkeit“, sagte sie. Literatur müsse als Ausdruck der Freiheit des Geistes „selbstverständlich auf der Seite der Unterdrückten“ stehen. Schon während ihres Studiums freundete sie sich lieber (verbotenerweise) mit schwarzen Studenten an – ihnen fühlte sie sich geistesverwandter als ihren weißen Kommilitoninnen; während der Hochverratsprozesse ließ sie Widerstandskämpfer bei sich wohnen: „Nicht meine Hautfarbe, sondern meine Überzeugungen und Gefühle lehren mich, was es bedeutet, Mensch zu sein. Mein Widerstand hat viel mit dem zu tun, warum ich schreibe“, sagte sie. So verarbeitete sie in ihrem vielleicht aufwühlendsten Roman *Burgers Tochter* im Jahr 1979 die tragische Geschichte des Mandela-Anwaltes. Als Agnostikerin glaube sie an keine Religion und keinen Gott, vielmehr sagte sie: „Ich glaube an zwischenmenschliche Beziehungen.“ Und weiter: „Man kommt auf die Welt, man ist ein Baby, dann wächst man zu einem Kind, erlebt die stürmische Jugend, reift zu einem Erwachsenen. Dann wird man älter, bis man endgültig alt ist. Und dann stirbt man. Das war's.“ nu



Eine unbequeme Wahrheit

Zoya Cherkassky hat sich im Lauf der letzten Jahre als eine der wichtigsten israelischen Künstlerinnen etabliert. Eine Künstlerin, deren Arbeiten polarisieren, denn sie übt Kritik an der Gesellschaft.

VON DANIELLE SPERA (TEXT)
UND RACHEL ENGELBERG (FOTOS)

Das Israel Museum hat Zoya Cherkassky nun eine Solo-Ausstellung gewidmet, die ein Jahr lang in dieser wichtigsten kulturellen Einrichtung des Landes zu sehen sein wird. In diesen Arbeiten unter dem Titel „Prawda“ (=russ. Wahrheit) nimmt sie die israelische Gesellschaft aufs Korn. Gezeigt werden unter anderem 20 großformatige Ölbilder. Eine außerordentliche Mischung aus Karikatur und Pop-Art, die die unbequeme Wahrheit der russischen Einwanderung nach Israel zum Thema macht. Eine desillusionierte Wahrheit jenseits der Versprechungen, Erwartungen und Hoffnungen, die

in ein Leben in Israel gesetzt wurden. Sie beschreibt das schwierige Ankommen in einer Gesellschaft, in der sich die Neuankömmlinge alles andere als willkommen fühlten.

Den Auftakt macht das Bild der Ankunft. Zoyas Familie kam aus Kiew nach Tel Aviv. Sie war 14 Jahre alt und erinnert sich: „Wir durften nur 40 Kilo Gepäck nach Israel mitnehmen. So zogen wir uns mehrere Schichten Winterkleidung übereinander an. Das war für Kiew im Dezember gerade recht. Bei unserer Ankunft in Israel haben wir sehr geschwitz. Da realisierten wir sofort, dass wir Fremde waren.“

Das Bild der Ankunft trägt den Titel *Neue Opfer*. Gemeint ist damit das Rabinat, das sofort den religiösen Hin-

tergrund der Familie durchleuchtete. „In der früheren Sowjetunion war das Konzept des Judentums ein anderes als im Rest der Welt. Es ist eine ethnische Sache. Egal, was man macht, ob man konvertiert und sich taufen lässt, in den Dokumenten bleibt festgehalten, dass man Jude ist. Religion war nicht populär und galt auch als völlig überholt. In unserem Umfeld in Kiew in der Ukraine hat niemand irgendeine Religion praktiziert. Ich wusste, dass ich Jüdin bin und zu einer ethnischen Minderheit gehöre. Wir haben aber die jüdischen Feiertage nicht begangen. Ich erinnere mich nur, dass mein Großvater zu Pessach immer wieder Mazzot (ungesäuertes Brot) zu uns gebracht hat, wo auch immer er sie her hatte.“

In ihren Arbeiten unter dem Titel „Prawda“ nimmt Zoya Cherkassky die israelische Gesellschaft aufs Korn. Eine außerordentliche Mischung aus Karikatur und Pop-Art, die die unbequeme Wahrheit der russischen Einwanderung nach Israel zum Thema macht.

Für mich war das wie jüdische Kekse. Die Mazzot hatten keinerlei symbolische Bedeutung für mich.“

„Angehörige der untersten Kaste“

Ihre Erfahrung mit dem israelischen Rabbinat beschreibt sie als durchaus komisch. „Sie dachten, wir wären Christen, warum auch immer. Und sie begannen von Jesus zu reden, dass wir nichts von dem glauben sollten, was uns erzählt worden sei. Jesus sei in Wirklichkeit der Sohn eines römischen Soldaten gewesen. Wir wussten überhaupt nicht, wovon sie sprachen. Es war, als ob ein stummer mit einem

kam noch die große Bibliothek der Familie nach, das Mobiliar blieb in der Ukraine. Vier Tage nach der Ankunft wurde Zoya in einer Tel Aviver Kunstschule aufgenommen. Sie sagt, die Kunst sei für sie vorbestimmt gewesen. Ihr Vater ist Architekt, sein Cousin der berühmte kasachische Maler Abram Cherkassky.

Wie sehr spiegeln ihre Bilder ihre persönlichen Eindrücke wider? „Etwa 50:50. Die Hälfte ist persönlich Erlebtes, die andere Hälfte kollektive Erinnerung. Meine eigene Erfahrung bei meiner Ankunft hier war sicher nicht typisch. Ich wurde in der Schule nett

im Gegenteil. „Die Einwanderer haben das Gesicht Israels verändert. Die russische Kultur, Beschriftungen in Russisch, russische Fernsehsendungen oder auch Geschäfte mit russischen Produkten gibt es noch nicht lange.“

Verheiratet ist Zoya Cherkassky mit einem Mann aus Nigeria, der vor zehn Jahren als Arbeitsmigrant nach Israel kam und seit einem Jahr die israelische Staatsbürgerschaft besitzt, gemeinsam haben sie eine dreijährige Tochter. Jetzt seien sie „Angehörige der untersten Kaste“. Dass die Menschen sie anstarren, wenn sie mit Mann und Tochter unterwegs ist, daran hat sie sich schon gewöhnt. Im Kindergarten gab es bisher keine Probleme, doch sie berichtet von Einrichtungen, wo Eltern gegen Kinder mit afrikanischen Eltern teilen protestieren.



„Die Einwanderer haben das Gesicht Israels verändert.“

Apokalyptische Vorstellungen

Obwohl sie in Israel lebt, steht sie der Politik äußerst kritisch gegenüber. Dass die linken Parteien in Israel in einer Agonie verharren, löst bei ihr apokalyptische Vorstellungen aus. Sie überlegt daher, wieder nach Deutschland zu gehen, wo sie zwischen 2005 und 2009 gelebt hat, auch wenn sie dort immer wieder mit Fremdenfeindlichkeit konfrontiert war. Wie sieht sie sich selbst, ukrainisch, israelisch? „In meiner Familie gibt es alles, Juden, Christen, Araber, mein Mann ist Nigerianer. Ich definiere mich durch diese Mischung. Meine Eltern sind zwar eher unpolitisch, aber sie sind und bleiben im Herzen für immer Sowjetbürger.“

Prawda hieß auch das offizielle Organ der KPdSU, der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. In dieser Zeitung war die „Wahrheit“ der Parteinomenklatura Blattlinie, die diametral der Realität widersprach. Genau diese „Wahrheit“ zeigt uns Zoya Cherkassky mit einem Augenzwinkern: die komplexe, tragische und gleichzeitig komische Realität der größten Einwanderungswelle in der Geschichte Israels.

nu

tauben Menschen sprechen möchte.“

Nach dem Fall des Sowjetimperiums wollten viele Familien so rasch wie möglich weg – wohin, war Nebensache. Die Auswanderung bedeutete auch die erste Reise außerhalb ihrer Heimat, der Ukraine. Von Israel kannten sie nur die Propaganda von beiden Seiten – die antiisraelische, offizielle sowjetische Haltung und die proisraelische der Sochnut, der jüdischen Einwanderungsagentur. Und beides hatte nichts mit der Realität zu tun.

Die Entscheidung zur Auswanderung fiel zwischen Deutschland und Israel. Insgesamt reiste die Familie mit 13 Personen nach Israel ein, per Schiff

Zoya Cherkassky, geboren 1976 in Kiew, lebt seit 1991 in Israel, besuchte die Thelma Yellin High School und studierte dann Kunst am Beit Berl College. 2000 hatte sie bereits ihre erste Ausstellung im Israel Museum und stellt seitdem in verschiedenen Museen in Israel, Deutschland und Russland aus. Die Ausstellung „Prawda“ läuft bis 3. November 2018 im Israel Museum in Jerusalem.

empfangen und nie gemobbt. Ich hörte aber in meiner Familie immer wieder davon. Für meine Eltern war das sicher viel schwieriger als für mich.“

Dem Eindruck, dass Israel sich auf die große Einwanderungswelle aus Russland gut eingestellt habe, widerspricht Zoya Cherkassky und meint



In dem Bild *Itzik* arbeitet Zoya Cherkassky in Israel gängige Stereotype auf. Der aus dem Maghreb stammende Falafelhändler Itzik, der einer Karikatur aus dem *Stürmer* ähnelt, stürzt sich auf seine blasse, fragile, russischstämmige Kellnerin, die ebenfalls ein Stereotyp repräsentiert. Über der Szenerie wacht der sefardische Oberrabbiner. Dieses Bild hat in Israel für heftige Kontroversen gesorgt: zwischen jenen, die sich mit der jungen Frau identifizierten und anderen, die die rassistische Darstellung des Mannes als abstoßend empfanden.



In den Arbeiten von Zoya Cherkassky kommt das Thema der Kaschrut, des koscheren Essens, immer wieder vor. Es war für die neuen Einwanderer eine Herausforderung, mit den jüdischen Speisevorschriften umzugehen. Pessach ist ein hoher Feiertag, der an den Auszug aus Ägypten erinnert. In diesen Tagen ist der Verzehr von Brot und Gesäuertem streng verboten. Auf diesem Bild mit dem Titel *Pessach in Bat Yam* präsentiert Zoya Cherkassky einen Supermarkt, in dem das Verbotene angeboten wird, nicht nur Regale voll mit Brot, sondern auch ein Plakat, das frisches weißes Fleisch anbietet, es zeigt allerdings ein Schwein.



Das Bild *Neue Opfer* aus dem Jahr 2016 zeigt uns die Stunde null der Einwanderung aus der Sowjetunion, den Anfang des neuen Lebens in Israel. Es ist eine exemplarische Darstellung: Die Menschen aus der Sowjetunion kommen in dicker Winterkleidung (mehrere Schichten übereinander, da man nur 40 Kilo Gepäck für die Auswanderung mitnehmen durfte) im heißen Israel an. Wir sehen die El Al-Maschine im Vordergrund, Palmen im Hintergrund, eine offizielle Vertreterin begrüßt die Neuankömmlinge mit israelischen Fähnchen. Diese Szene stammt aus der persönlichen Erinnerung von Zoya Cherkassky, die sich hier selbst porträtierte, wie sie als erste aus ihrer Familie die Gangway herunterkommt. Zum Titel erzählt Zoya Cherkassky Folgendes: „Meine Großmutter ist nach unserer Ankunft in Israel monatelang am Fenster gesessen und jedes Mal, wenn ein Flugzeug landen sah, sagte sie: „Jetzt kommen wieder neue Opfer an ...““

Die *Beschneidung von Onkel Yasha* (2013) zeigt einen erwachsenen Mann, der von zwei Orthodoxen (Ärzten?) beschnitten wird. An der Wand sieht man ein Diagramm mit Penissen vorher/nachher. Die kleine Aufschrift links oben steht für die aramäische Abkürzung „mit Gottes Hilfe“ und lässt die provokative Ironie der Szene deutlich werden. In der Sowjetunion wurden Beschneidungen offiziell nicht praktiziert, da es für Religion keinen Platz gab. Viele sowjetische Juden entschieden sich aber, nach ihrer Ankunft in Israel eine Beschneidung vornehmen zu lassen, um ihre jüdische Identität zu unterstreichen. Einer der beiden Beschneider vergräbt sein Gesicht in der Tora, eine übliche Haltung während des Gebets. In diesem Fall erlaubt es ihm auch, sich dem Blick auf den blutigen Körperteil zu entziehen.



Die Ohnmacht des Rabbiners aus dem Jahr 2016 zeigt ein junges Paar, offensichtlich in Vorbereitung des wöchentlichen Schabbatnachtsmahls. Auf dem Tisch liegt das traditionelle Schabbatbrot, die Schabbatkerzen, das Gebetbuch und der Kidduschbecher für den Segensspruch auf den Wein sind vorbereitet. Die Frau ist sitzbar gekleidet, ihr Mann trägt eine weiße Kippa. Auf den ersten Blick sieht alles koscher aus, doch der Rabbiner glaubt dieser Szenerie nicht und öffnet die Kühlschrank, wo er zu seinem Entsetzen einen Schweinekopf aus einem Topf herausragen sieht. Die junge Frau beobachtet dies mit Schrecken, ihr Mann ist in Lethargie. An den Details des Bildes sieht man, dass das junge Paar versucht, besonders „israelisch“ zu wirken. Hier setzt sich Zoya Cherkassky mit der Diskussion über das Thema „Wer ist Jude?“ auseinander. Tausende sowjetische Juden, bei denen nicht klar war, wie ihr Familienhintergrund ist, mussten konvertieren, was dazu führte, dass auch ihre „koschere Lebensführung“ stichprobenartig kontrolliert wurde.



Dieses Bild mit dem Titel *Chemische Kriegsführung* aus dem Jahr 2016 erinnert an die irakischen Angriffe auf Israel während des Golfkriegs 1991. Auch wenn Zoya Cherkassky zu diesem Zeitpunkt noch nicht in Israel gelebt hat, zeigt sie uns hier Mitglieder ihrer Familie mit Gasmasken, die bereits in Israel waren, während eines Angriffs in einem bunkerähnlichen Sicherheitsraum, wie er in jedem Haus in Israel vorgeschrieben ist. Die Familie vertreibt sich die Zeit bis zur Entwarnung mit Kartenspiel. Die Großmutter gibt den Ton an, die Katze sitzt im Inkubator, da es für Tiere keine Gasmasken gab. Israel lebte damals mit der Furcht, dass der irakische Diktator Saddam Hussein mit Giftgas bestückte Raketen einsetzen könnte. Zoya Cherkassky sagt zu diesem Bild: „Hier habe ich einen Fehler gemacht: Sie tragen Sommerkleider. Tatsächlich passierten die Angriffe aber im Winter ...“

„Plötzlich ist es in Mode, jüdisch zu sein“

Das Jüdische Museum Wien zeigt ab 17. Oktober die Ausstellung „Leonard Bernstein. Ein New Yorker in Wien“. Es ist die letzte Kuratierung des ehemaligen Chefkurators Werner Hanak, der seit 1. Mai 2018 stellvertretender Direktor am Jüdischen Museum Frankfurt ist.

VON WERNER HANAK

© FRANZ GITTENBERGER



Leonard Bernstein probt mit den Wiener Philharmonikern, um 1966

Damals wollte Leonard Bernstein nicht nach Wien. Oder doch? Er arbeitete gerade mit dem Palestine Orchestra, das ab 1948 Israel Philharmonic Orchestra heißen sollte. Die Wiener Philharmoniker hatten schon 1946 anfragt, auch die Gesellschaft der Musikfreunde bemühte sich. Und sogar der große General Clark, Kommandant der amerikanischen Streitkräfte in Österreich, schickte Telegramme. Nur allzu gerne hätte er dem Kulturprogramm der Russen etwas Junges, Amerikanisches entgegengesetzt. Zum Beispiel den ersten in den USA geborenen Dirigenten, der wenige Jahre zuvor das bis dahin für Europäer reservierte Pult des New York Philharmonic Orchestra erobert hatte.

Doch aus den Konzerten im Mai 1947 wurde nichts, auch wenn bereits konkrete Planungen vorhanden waren. Bernsteins Vorschlag war seine eigene Symphonie Nr. 1 *Jeremiah* oder die 3. Symphonie Aaron Coplands, wie Sylvia Kargl vom Historischen Archiv der Wiener Philharmoniker herausgefunden hat. Doch selbst mit Hilfe von General Clark war es damals nicht möglich, jemanden so schnell wie notwendig von Tel Aviv nach Wien zu bringen. So schrieb Bernstein einige Tage später an seine Assistentin Helen Coates: „Sie wollten Bach, Mozart und Schumann, was dumm ist. Und dann wurde mir berichtet, dass immer noch 60 Prozent Nazis im Orchester sind.“ Eine Zahl, die, wenn auch etwas hoch geschätzt, eine Tendenz anzeigte, die nicht ganz falsch war.

Fünfundzwanzig Jahre später, 1972, steht derselbe Leonard Bernstein im Goldenen Saal des Musikvereins und



Leonard Bernstein während eines ORF-Interviews am Dach des Hotel Sacher

probt mit eben diesen Wiener Philharmonikern Mahlers 5. Symphonie. Es herrscht eine gereizte Stimmung. Der *honeymoon*, der 1966 mit der Opernpremiere von *Falstaff* begann, schien aufs Erste vorbei. Der Probenmitschnitt von Humphrey Burton zeigt einen verärgerten Bernstein, der mit den Orchestermusikern auf Deutsch wie mit faulen, renitenten Buben spricht: „Ich weiß wohl, dass das nur (eine) Probe ist. Aber was probieren wir? Die Noten können Sie spielen, das weiß ich. Es ist Mahler, das (sic) fehlt! Dieses Klagende – jedes Tremolo muss Maximum sein! Man kann Mahler nicht so spielen, es geht nicht! Das ist kein Mahler!“

Dann setzt er nochmals an, es ist das Ende des ersten Satzes, er hat das Gefühl, die Musiker sind nicht bereit, alles zu geben, auch will er irgendwo aus den Reihen das Wort „Scheißmusik“ gehört haben. Sie wollen Mahler nicht, denkt er, sie kennen ihn nicht und sie wollen ihn nicht einmal kennenlernen, obwohl dieser Mahler doch ihr eigenes Orchester stark geprägt hat. Bernstein, der sich mit dem Dirigenten-Komponisten identifiziert, muss

bei dieser musikalischen Familienaufstellung einsehen, dass sie ihren jüdischen Großvater verleugnen. Sie nennen seine Musik kitschig und schwülstig. Und Bernstein nötigt sie, genau dieses Extreme an Mahlers Musik bis ins Letzte zu vollziehen, mit ganzem Bogen, vollem Einsatz, vollem Tremolo. „Nochmal von 17, bitte!“ ruft er ihnen zu, da ruft es aus den Reihen der Musiker zurück, dass es schon 10 oder 11 oder 9 oder 7 am Abend ist, spät jedenfalls. Bernstein kontert frei aus dem Bauch heraus auf Englisch, unterstützt von einer heftigen Armbewegung „I don't care about your acht Stunden! Wir arbeiten oder wir arbeiten nicht. Wir werden keinen Mahler haben!“

Doch sie hatten dann doch einen – und viele halten diese Aufnahme für die beste, die es von Mahlers Fünfter jemals gegeben hat. Dass er Mahler auf diese Weise zurück nach Wien gebracht hat, den Wiener Philharmonikern diesen genialen und ausgegrenzten Musiker zurückgegeben hat, diese Mission schien Bernstein Pflicht zu sein, der Rest schönste Kür. Die neue amerikanische Musik, die er in New York propagierte, brachte er hier

kaum. Seinen Freund Aaron Copland, den er 1947 noch spielen wollte, führte er auch in seinen fetten Wiener Jahren bis zu seinem Tod nicht auf. Es schien, als wäre Mahler das Äußerste gewesen, was er den hiesigen Philharmonikern und ihrem Publikum zutraute.

Musik-Märchenstadt

1966, als er erstmals mit den Philharmonikern zusammenarbeitete, hatte Bernstein noch an seine Assistentin Helen Coates geschrieben: „Ich weiß nicht, ob ich Wien je wirklich lieben kann.“ Doch es sollte gelingen. Bernstein hatte mit Wien und den Philharmonikern eine Musikstadt und ein Orchester gefunden, die ihm halfen, sich gegen die Intrigen New Yorks und die oft unfairen Kritiken zu schützen, indem er New York mithilfe von Wien in seiner Bedeutung herunterstufte. Bernstein konnte Wien als seine persönliche Musik-Märchenstadt begreifen, sich an dem ihn verehrenden Publikum erfreuen, der Stadt gegenüber aber dennoch skeptisch bleiben. Gleich nachdem er 1966 angekommen war, gut 20 Jahre nach Ende der Schoa, schrieb er verwundert nach New York:



© HISTORISCHES ARCHIV WIENER PHILHARMONIKER

Bernstein hatte mit Wien und den Philharmonikern eine Musikstadt und ein Orchester gefunden, die ihm halfen, sich gegen die Intrigen New Yorks und die oft unfairen Kritiken zu schützen, indem er New York mithilfe von Wien in seiner Bedeutung herunterstufte.

„Plötzlich ist es in Mode, jüdisch zu sein.“ Was Bernstein von Wien und den Wienern brauchte, war in gewisser Weise klar. Warum aber brauchten die Wiener Bernstein? Wollten sie sich, wie Bernstein zu Beginn immer wieder vermutete, mit dem jüdischen Stardirigenten von ihrer eigenen nationalsozialistischen Vergangenheit reinwaschen? War das die Absicht, die sie verfolgten, vor allem ihr damaliger

Vorstand Helmut Wobisch, der im Jahr 1966 die Zusammenarbeit mit Leonard Bernstein forcierte? Dass er im Jahr darauf im Zentrum einer Gruppe von Orchestermitgliedern stand, die dem gerade aus der Haft entlassenen ehemaligen Gauleiter von Wien, Baldur von Schirach, den Ring der Wiener Philharmoniker neu verlieh, weist auf kalte Berechnung von Seiten Wobischs und der Philharmoniker hin. Doch ir-

gendetwas scheint in den Jahren der Zusammenarbeit bei den Philharmonikern - bei dem einen Musiker mehr, beim anderen weniger - angekommen zu sein. Spätestens ab 1972 schienen sie zu akzeptieren, dass dieser Dirigent dabei war, ihnen ihr Wien, das ihnen selbst verloren gegangen war, zurückzugeben. Er hatte sie nicht nur zu Mahler, er hatte sie in gewisser Weise zu sich selbst zurückgeführt. *nu*

Das Projekt „OT“: 25 Licht-Stelen von Lukas Kaufmann werden ab 9. November an Synagogen in Wien erinnern, die in der Reichspogromnacht 1938 zerstört wurden.

Leuchtende Davidsterne

VON THOMAS TRENKLER

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 ließen die Nationalsozialisten ihren Aggressionen freien Lauf. Anlass war ein Attentat, das der 17-jährige polnische Jude Herschel Grynszpan auf den Legationsrat der deutschen Botschaft in Paris, Ernst vom Rath, verübt hatte. Im gesamten Deutschen Reich (inklusive Österreich und dem Sudetenland) wurden jüdische Einrichtungen verwüstet, ausgeraubt, zerstört und in Brand gesteckt. Viel Glas ging in Bruch. Und die Feuerwehr erhielt den Befehl, in das Spektakel, von den Nazis als „Reichskristallnacht“ glorifiziert, nicht einzugreifen. Die meisten Synagogen brannten bis auf die Grundmauern nieder und wurden tatsächlich dem Erdboden gleichgemacht.

In Wien hatte es bis dahin etwa 100 jüdische Bethäuser und Tempel gegeben. Eine Bestandsaufnahme lieferte das Jüdische Museum Wien in der zweiten Hälfte des Jahres 2016 mit der Ausstellung „Wiener Synagogen.

Ein Memory“. Virtuell rekonstruiert wurden unter anderem der Türkische Tempel und die Polnische Schul, der Jubiläums- und der Müllertempel.

Einer Besucherin, Maria Graf, fiel auf, dass es an vielen der ehemaligen

Standorte keinen Hinweis auf die Ereignisse des November 1938 gibt, und schlug ein sichtbares Zeichen vor. Danielle Spera, die Direktorin des Jüdischen Museums, war sogleich begeistert. Auf ihre Initiative hin war im



© DANIELLE SPERA



Herbst 2011 an der Fassade des Standortes Palais Eskeles eine Lichtinstallation der österreichischen Künstlerin Brigitte Kowanz – das Wort „Museum“ in Hebräisch – angebracht worden. Spera wandte sich also wieder an Kowanz. Und so kam es, dass die Professorin, die an der Angewandten die Klasse für Transmediale Kunst leitet, im Wintersemester 2016/17 eine eigene Lehrveranstaltung anbot, in der sich die Studierenden und Assistenten mit den Standorten auseinandersetzten. In der Folge wurde ein zweistufiger Wettbewerb ausgelobt. Die Jury (unter anderem mit Katharina Blaas, Rainer Fuchs und Manfred Wakolbinger) kürte schließlich Lukas Maria Kaufmann, 1993 in Klagenfurt geboren, zum Sieger.

Ein „Knäuel“, der zu schweben scheint

Nun galt es, Unterstützer zu finden und die Zustimmung der Stadtregierung einzuholen. Am 21. Juni 2018 schließlich konnte Spera das Projekt „OT“ präsentieren. Das hebräische Wort bedeutet „Symbol“ oder „Zeichen“; im frühen Judentum bezeichnet es auch ein spirituelles Merkmal der Beziehung zwischen Gott und Mensch. Als offizieller Beitrag zum Gedenkjahr werden in der Nacht auf den 10. November an 25 ehemaligen Standorten von Synagogen in 16 Wiener Bezirken Lichtinstallationen in Betrieb genommen. Sie werden unter anderem an den Turner-, Dolliner- und Huberttempel erinnern,

an die Storchen- und die Kaschlschul, an die Spitals- und die Vereinssynagoge. „Die von den Nazis und ihren Helfern in Schutt und Asche gelegten Gotteshäuser können dadurch wieder ins kollektive Bewusstsein der Stadt gerückt werden“, so Spera.

Von fern sieht man nur eine Art leuchtenden „Knäuel“, der in fünf Meter Höhe zu schweben scheint. Erst beim Näherkommen erkennt man, dass es sich dabei um einen arg zerknitterten Davidstern handelt. Auf jeder Stele wird man Angaben zu den jeweiligen Synagogen und QR-Codes für weitere Informationen finden. Brigitte Kowanz äußert sich sehr angetan: „Das Projekt hat einen einfachen Ansatz, ist aber doch sehr komplex.“ Dass sich die Bedeutung erst aus der Nähe entschlüsselt, stellt für sie den besonderen Reiz dar.

Finanziert wird das in Zusammen-

arbeit mit dem Unternehmen Zumtobel realisierte Projekt aus Mitteln für das von Heinz Fischer, dem ehemaligen Bundespräsidenten, geleitete Gedenkjahr (254.000 Euro). Der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus und KÖR-Kunst im öffentlichen Raum steuern je 20.000 Euro bei, das Jüdische Museum beteiligt sich mit 57.000 Euro.

Bei der Vorstellung von „OT“ lobte Spera die Zusammenarbeit mit den diversen Magistratsabteilungen in Wien. Denn der technische und behördliche Aufwand ist enorm – und jeder Standort birgt andere städtebauliche Probleme. Für alle Beteiligten handelt es sich um ein „offenes Projekt“: Es wäre wünschenswert, wenn die Stelen auch andernorts aufgestellt werden könnten, um die Erinnerung lebendig zu halten. Denn die Zeitzeugen sterben nun aus.

nu

Als offizieller Beitrag zum Gedenkjahr werden in der Nacht auf den 10. November an 25 ehemaligen Standorten von Synagogen in 16 Wiener Bezirken Lichtinstallationen in Betrieb genommen.

„Sein & Schein“



© ÖNB-BILDARCHIV/PICTUREDESK.COM

2018 steht im Bann der 100-Jahr-Jubiläen. Wesentlichen Anteil hat das Wien um die Jahrhundertwende. Das Wiener Leopold Museum würdigt aus diesem Anlass eine der wohl wichtigsten Chronistinnen, die Fotografin Madame d’Ora, mit einer Ausstellung, Monika Faber hat unter diesem Titel einen umfangreichen Bildband herausgegeben.

VON GREGOR AUENHAMMER

Das verbrecherische Nazi-Regime machte aus ihr eine Chronistin der Opfer, der Deportierten, der Vertriebenen. Vor 1938 war Dora Philippine Kallmus (1881–1963) alias Madame d’Ora ein Fixstern im Wiener Fin de Siècle, im Universum der Reichen und Schönen, der Intellektuellen, der Künstler und Bonvivants. Als „die Kallmus“ 1907 in der Wipplingerstraße ihren Salon, ihr Foto-Atelier eröffnete, zählten bald Emilie Flöge und Gustav Klimt, Arthur Schnitzler, Alma Mahler-Werfel, Anna Pawlowa, Bertha Zuckerkandl, Anita Berber, Lina Loos, Julius Meinl, Sigmund Freud, nahezu alle Größen der Gesellschaft zu ihren Stammkunden. Sie waren ganz selbstverständlich Teil der bourgeoisen Bohème, die sich narzisstisch fotografisch in Szene setzte und für die Nachwelt verewigen ließ.

Nach ihrem Studium – als erste

Frau hatte sich Dora Kallmus Zugang zu den Kursen der Graphischen in Wien erkämpft, sie studierte in Berlin bei Nicola Perscheid und im Atelier von Hans Makart (dem Sohn des Großmeisters des Klassizismus) – repräsentierte sie mit ihrem Atelier „Madame d’Ora“ die Moderne im Sinne weiblicher Emanzipation. Dass daraus eine Allianz mit den Flöge-Sisters, mit Marie Gutheil-Schoder und Lina Loos entsprang, war nur logische Konsequenz. Ihre Studien und die (in Kooperation mit Studiopartner Arthur Benda) entstandenen Porträts waren einzigartig expressiv. Zweifellos war die Bildsprache ihrer ikonografischen Inszenierungen bahnbrechend. Persönlich. Emotional. Sinnlich. Erotisch.

Einen Operettenerfolg nannte Dora Kallmus ihre Wiener Karriere: Das Leopold-Museum erzählt die Geschichte der Wiener Fotografin Madame d’Ora



Helene Jamrich
mit einem Hut
von Zwieback,
entworfen von
Rudolf Krieser

verbrecherische Nazi-Regime und die Ermordung ihrer Schwester Anna trugen wohl maßgeblich zu den Veränderungen bei.

Von verstörender Eindringlichkeit sind ihre in Pariser Schlachthöfen entstandenen Bilder. Sie zeigen gehäutete Tierleiber, blutdurchtränkte Felle, sich in der brutalen Szenerie zart berührende Rinderschädel. Der Philosoph Siegfried Kracauer hatte die Tötungsmaschinerie der Nationalsozialisten mit der Automatisierung moderner Schlachthäuser verglichen. Menschliche Abgründe stehen auch zwischen diesem kaum bekannten, nicht minder starken Spätwerk und der Verführungskraft jener fotografischen Ikonen, der sie ihren Ruhm verdankt. Es ist also nicht nur die Kunst, mit der sie als Madame d'Ora die Protagonisten der Wiener Salons und die Akteurinnen von Theater, Kunst, Kultur, Gesellschaft und Mode in Szene zu setzen vermochte, von der die Retrospektive „Machen Sie mich schön, Madame d'Ora“ im Wiener Leopold Museum handelt. Spürbar wird in ihrem derart präsentierten Werk die Emanzipation einer Frau aus bürgerlichem Haus, der eine künstlerische Laufbahn zunächst verwehrt blieb, die nach einer enttäuschten Liebe zu einem verheirateten Mann selbst nie heiratete, sondern selbständig und selbstbewusst den Berufsweg einer Fotografin von internationalem Format einschlug.

Übrigens: an der Adresse ihres Ateliers in der Wipplingerstraße erinnert heute nichts mehr an das legendäre Atelier der grandiosen Fotopionierin. Haus Nummer 24 beherbergt nunmehr eine Vielzahl von Rechtsanwalts- und Wirtschaftstreuhandkanzleien, Büros, Ordinationen und zur ebenen Erde das Slowakische Kulturzentrum. An zwei slowakische Künstler erinnern gleich zwei Gedenktafeln. An Madame keine einzige. *nu*

Ausstellung und Buch:

„Machen Sie mich schön, Madame d'Ora!“. Leopold Museum Wien, bis 29. Oktober 2018

Monika Faber (Hrsg.), Esther Ruelf, Magdalena Vukovic

Machen Sie mich schön, Madame d'Ora! Dora Kallmus, 1907–1957

Christian Brandstätter Verlag, Wien 2018
348 Seiten, EUR 50,-

– vom Glanz ihres Ateliers, dem Glamour ihrer Modefotos bis zu den Zäsuren, die der Erste und der Zweite Weltkrieg auslösten. 1938 musste sie fliehen, emigrierte nach Paris. Zu ihren neuen Modellen zählten Coco Chanel, Pablo Picasso, die Baronin Rothschild, Josephine Baker. Ihre damals entstandenen Porträts waren inspiriert vom Pariser Flair der Boheme und neuen, avantgardistischen Kunstrichtungen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, den sie versteckt in einem französischen Bergdorf überlebte, nahm sie die Porträtfotografie zwar wieder auf, aber ihre Bildsprache hatte sich, nicht nur vom Surrealismus beeinflusst, stark verändert. Die Vertreibung durch das

„Exhumierte Erinnerungen“

Gregor Auenhammer über Alisa Ehrmann-Sheks „Ich denke an einen ewigen Sommer. Tagebuch und Zeichnungen aus Theresienstadt 1944/45“.

An jenem Tag, als Ze'ev Shek im Oktober 1944 mit einem Transport nach Auschwitz (später nach Dachau) gebracht wurde, begann seine Ehefrau die Ereignisse im Ghetto von Theresienstadt zu dokumentieren; als Fortsetzung seiner Tätigkeit. „Er hat hier nichts gesehen, dort wird er nicht weniger sehen ...“, lautet jenes Notat, die erste Eintragung. Das zynische Zitat stammt von SS-Obersturmbannführer Karl Rahm, dem dritten Lagerkommandanten des KZ Theresienstadt, bei Ansicht eines blinden KZ-Häftlings. Alisa Ehrmann, 1927 in Prag geboren, mit Wiener jüdischen Wurzeln, und ihre Schwester wurden 1943 nach Theresienstadt deportiert.

Die erst Siebzehnjährige schildert in ihrem Tagebuch die gefährlichen Veränderungen in dem sich in Auflösung befindenden Lager, die widersprüchlichen Gerüchte, die prekären Verhältnisse, die jahrelange Erschöp-

fung, die bis Kriegsende ständig präsente Todesgefahr. Die Einträge beginnen zum Zeitpunkt der letzten Deportationen von Theresienstadt nach Auschwitz und enden im Mai 1945 nach der Befreiung des Lagers durch die russische Armee.

Neben dem detailgenauen und außergewöhnlich ausdrucksstarken Tagebuch, das die unsagbare Brutalität und Kaltschnäuzigkeit der Tötungs- und Vernichtungsmaschinerie, Zynismus und Menschenverachtung des Regimes zeigt, stehen Zeichnungen, Skizzen und Gemälde, die Ehrmann geheim im Lager und danach als Verarbeitung des Erlebten anfertigte. Stille, beeindruckende, bedrückende Szenen mitten aus dem Inferno. Sie illustrieren Alltag, Tod, Verlust, Wiedersehen, Siechtum, Vergangenheit. Ein auf einer Papierrolle gezeichneter Film präsentiert die gemeinsame Lebens- und Liebesgeschichte. Das verklärende Happy End darf als Hoffnung interpretiert werden.

Nach dem Krieg gingen Alisa Ehrmann-Shek und ihr Mann Ze'ev Shek, die einander in der Prager zionistischen Jugendbewegung Maccabi Hatzair kennengelernt hatten, nach Israel, gründeten eine Familie, engagierten sich (er als Diplomat u. a. in Wien)



Alisa Ehrmann-Shek
Ich denke an einen ewigen Sommer. Tagebuch und Zeichnungen aus Theresienstadt 1944/45
Schlebrügge. Editor, Wien 2018
144 Seiten, EUR 28,-

in diversen Organisationen für die Rettung jüdischen Kulturgutes sowie für Museen wie das Beit Terezin, gedenkend der KZ-Opfer und Überlebenden.

Die sorgsam edierte deutsche Ausgabe basiert auf einer von den Nachkommen Alisa Ehrmann-Sheks erstellten Transliteration des Tagebuchs und umfasst einen ausführlichen Anmerkungs- und Zeichnungsteil sowie die bislang nur in der hebräischen Ausgabe gedruckten Zeichnungen. Ein starkes Vermächtnis und ein Auftrag, niemals zu vergessen.

nu

Anlässlich des Rosch Haschana Festes möchte ich namens des gesamten ÖVP-Parlamentsklubs den Leserinnen und Lesern des Magazins NU und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern von ganzem Herzen ein schönes und fröhliches Fest im Kreis von Familie und Freunden wünschen.

Wir alle halten den Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben in unseren Herzen. In Dialog und Verständnis für einander können wir den Grundstein dazu legen.

Schalom!

August Wöginger
ÖVP-Klubobmann



© ÖVP-Klub/Sabine Klimpt

„Heimat, welche Heimat“

Gregor Auenhammer über Christine Ivanovic' „Helga Michie. I Am Beginning to Want What I Am. Werke / Works 1968–1985“

„Wenn man nach meiner ‚Identität‘ fragt – jüdisch eigentlich nicht, englisch auch nicht, österreichisch auch nicht.“ Dieses Bekenntnis, dieses eigentliche Nicht-Bekenntnis stammt von der Schriftstellerin und bildenden Künstlerin Helga Michie. Ausgesprochen hat sie es im Jahr 2003, im Alter von 82 Jahren, in einem Interview in ihrer zweiten Nicht-Heimat England.

Helga Michie, geborene Aichinger, geschiedene Singer, wurde wie ihre Zwillingsschwester Ilse am 1. November 1921 in Linz geboren. Nach der Scheidung der Eltern zogen die Mädchen mit ihrer Mutter nach Wien. Laut den Nürnberger Rassengesetzen, die nach der Annexion auch in Österreich erlassen wurden, galten die Kinder als „Halbjuden“, die Mutter als „Volljüdin“. Eine gemeinsame Flucht vor der nationalsozialistischen Verfolgung verhinderte der Kriegsbeginn, nur Helga konnte mit einem der letzten Kindertransporte im Juli 1939 zu ihrer Tante nach London fliehen, wo sie bis heute lebt.

In England ging sie zunächst weiter zur Schule, heiratete und bekam 1942 eine Tochter. Sie wurde Mitglied in der Exilorganisation Austrian Centre und lernte zahlreiche emigrierte Künstler kennen. Sie hielt engen Kontakt zu Künstlern und Schriftstellern, die ihr Schicksal des Exils teilten. Unter ihnen waren Hilde Spiel, Anna Mahler, Veza und Elias Canetti, H. G. Adler, Erich Fried, Michael Hamburger und viele andere.

Ihren Lebensunterhalt verdiente Helga Aichinger-Singer in Fabriken, als Kellnerin und Sekretärin, nach dem Krieg auch als Schauspielerin – unter anderem ist sie neben Orson Welles in einer Nebenrolle in *The Third Man*

und in *Odette* zu sehen. Erst 1947 kam es zu einem Wiedersehen mit ihrer Schwester, der Schriftstellerin Ilse Aichinger, und dem Rest der Familie. In den späten 50er-Jahren war sie mit dem britischen Forscher Donald Michie, einem Pionier der Künstlichen Intelligenz, verheiratet.

Rätselhafter Trost

Gemeinsam mit dem befreundeten Autor Michael Hamburger übersetzte sie sein Gedicht *Erinnerungen* aus dem Band *Zwischen den Sprachen*. Mit Erich Fried arbeitete sie nach dem Krieg in Fritz Lampls Londoner „Bimini Ltd. Glaswerkstätte“, in der sie einzeln benannte Keramikknöpfe herstellten. Helga Michie arbeitete für viele Autoren als Übersetzerin aus dem Deutschen ins Englische, unter anderem übertrug sie auch Texte Ilse Aichingers. Angeregt von der erfolgreichen Schwester, etwas Eigenes zu schaffen, wurde sie schließlich bildende Künstlerin. Im Rahmen von Einzelausstellungen in München-Bogenhausen (1986) und in Leeds (1971) wurde das umfangreiche grafische Œuvre der Spätberufenen einer breiten Öffentlichkeit präsentiert. Im Jahr 2006 erschien erstmals ein Band mit ihren Werken, zumeist Radierungen, begleitet von Prosa und englischsprachigen Gedichten. „Es ist rätselhaft, woher der Trost aus diesen Bildern kommt, aber er kommt“, sagte Ilse Aichinger über das Werk ihrer Zwillingsschwester.

In ihren quasi-automatischen Zeichnungen kehren die Schrecken der Verfolgung und Vertreibung wie im Traum wieder: verschoben ins Unheimliche der Märchen, vermittelt durch poetischen Witz, scharfe Alltagsbeobachtung und experimentelle Handhabung der druckgrafischen Techniken. Parallel dazu erprobt sie die Möglichkeiten der freien Kombination geometrischer Formen und farbiger Abstraktionen. Helga Michie schuf ein vielfältiges und ausdrucksstarkes grafisches Werk, wie das von Christine Ivanovic sorgsam edierte, kürzlich publizierte Opus magnum – zugleich Bio-

grafie, Künstler-Monografie und Zeitgeschichte – erstmals umfassend und eindrucksvoll dokumentiert. In den luziden, sehr pointierten Texten von Jeremy Adler, Rüdiger Görner, Antonia Hoerschelmann, Christine Ivanovic, Mischa Lucyshyn und Christine Nagel werden sowohl Lebenswelten als auch künstlerische Ansätze erläutert.

Sowohl die Dichotomie von Heimat und Fremdsein als auch die persönlichen Spaltungen, Unterschiede und Übereinstimmungen mit der „berühmten“ Schwester werden sensibel und interessant ausgeleuchtet. In einem undatierten Tagebucheintrag schrieb Michie: „Es fällt einem alles auseinander, wenn man anfängt zu erzählen.“ Vor allem durch ihre Tochter, die britische Künstlerin Ruth Rix, mit der sie von Anfang an Englisch sprach, fühlte sie sich an die neue Heimat gebunden. Eine Rückkehr nach Österreich kam für Helga Michie nie in Frage. *nu*



Christine Ivanovic (Hg.)
Helga Michie. I Am Beginning to Want What I Am. Werke / Works 1968–1985
 Mit Texten von Jeremy Adler, Rüdiger Görner, Antonia Hoerschelmann, Christine Ivanovic, Mischa Lucyshyn und Christine Nagel (Deutsch/Englisch)
 Schlebrügge.Editor, Wien 2018
 328 Seiten, EUR 42,-



Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 bei der Tageszeitung *Der Standard*, seine Schwerpunkte als Rezensent sind Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie. Er hat auch zahlreiche Bücher publiziert, darunter im Metro-Verlag sowie bei Styria.



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat, Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, langjähriger Herausgeber (bis 2017) und Autor von **NU**.



Rachel Engelberg

studiert Arts and Entertainment Management sowie Art an der Pace University in New York und fotografiert.



Eric Frey

ist Chef vom Dienst bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem.



Werner Hanak

ist seit Mai 2018 stellvertretender Direktor am Jüdischen Museum Frankfurt. Davor war er Chefkurator am Jüdischen Museum Wien.



Josef Joffe

ist Herausgeber der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit*. Der deutsche Publizist, Verleger und Dozent und Träger des Verdienstkreuzes 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland hat zahlreiche Bücher geschrieben, darunter eines mit dem Titel *Mach dich nicht so klein, du bist nicht so groß. Der jüdische Humor als Weisheit, Witz und Waffe* im Siedler Verlag.



Otmar Lahodynsky

ist EU-Koordinator beim Nachrichtenmagazin *profil*. Früher Brüssel-Korrespondent und stv. Chefredakteur der Zeitung *Die Presse* und Außenpolitik-Ressortchef beim *Kurier*. Präsident der „Association of European Journalists“ (AEJ).



Abdel-Hakim Ourghi

Der aus Algerien stammende Islamwissenschaftler und Philosoph leitet seit 2011 den Fachbereich Islamische Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg. Er ist Initiator der vielbeachteten „Freiburger Deklaration“ für einen säkularen Islam und Mitbegründer der liberalen Ibn-Rushd-Goethe-Moschee in Berlin.



Michael Reinprecht

ist Diplomat, war zuletzt European Union Fellow an der USC in Los Angeles, davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel und Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien.



Ida Salamon

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring, Marketing und Veranstaltungsmanagement tätig.



Andrea Schurian

Die **NU**-Chefredakteurin ist Autorin einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaften.



Danielle Spera

Die **NU**-Herausgeberin ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



Ahmet Toprak

stammt aus einer türkischen Familie und ist Professor für Erziehungswissenschaften an der Fachhochschule Dortmund. Einer seiner Schwerpunkte ist interkulturelles Konfliktmanagement.



Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



Eva Twaroch

berichtet seit 1991 als ORF-Korrespondentin aus Paris. Außer dem unterrichtet sie seit 2008 am Institut für Politikwissenschaften der Universität Innsbruck. Sie wurde u.a. mit dem Joseph-Roth-Preis für internationale Publizistik und dem Goldene Verdienstzeichen der Republik Österreich ausgezeichnet.



René Wachtel

lebt in Wien, ist selbständig.

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG 

Zusammenhänge verstehen